



„Die Tür der Zelle wurde geöffnet, und eine große, edle Gestalt trat herein,
in der er sofort den Kaiser erkannte.“

(S. Seite 11.)

Wunderbare Wege

und

Führungen Gottes.

Alte und neue Geschichten aus dem Leben.

Herausgegeben von Dr. **E. Dönges**, Darmstadt.

I.

Zweite Auflage.



Dillenburg.

Verlag von Geschwister Dönges.

Alle Rechte vorbehalten.

St. Johannis-Druckerei, Dinglingen (Baden).

Vorwort.

Der Titel, den wir für die nachfolgende Sammlung von Geschichten gewählt haben, will nicht besagen, daß die Wege und Führungen, welche darin erzählt sind, alle wunderbarer seien als die, welche der geneigte Leser vielleicht schon in seinem eigenen Leben erfahren hat. Aber sie sind immerhin wunderbar und besonders auch deshalb, weil sie den betreffenden Herzen zum Heil und Frieden gedient haben. Sie haben diese zu Ihm geführt, der da heißt: „Wunderbar, Nat, starker Gott, Vater der Ewigkeit, Friedefürst.“

Darum hat der Herausgeber denn auch diese Erzählungen und Geschichten, die bereits zum großen Teile im Lauf der Jahre in dessen Zeitschrift „Gute Botschaft des Friedens“ und in dessen Familienkalender „Botschafter des Friedens“ erschienen sind, gesammelt und hier in einem handlichen Büchlein vereinigt. Seine Hoffnung und sein Gebet ist, daß durch dieselben viele Herzen noch die Liebesabsichten Gottes in Seinen Wegen und Führungen mit ihnen verstehen möchten.

Gott, der so sehr die Welt liebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für uns in Tod und Gericht dahingegeben hat, blickt voll Erbarmen und Langmut Tag und Nacht hernieder auf die gefallene Welt und läßt sich an niemandem unbezeugt. Jeden möchte Er aus der Finsternis zum Licht und aus dem Tod zum Leben führen und damit aus Satans Gewalt in Seine glückselige Gemeinschaft versetzen für Zeit und Ewigkeit. Mancherlei Wege und Führungen gebraucht Er, welche die blinde Welt „Zufall“ nennen mag, um die verirrtten und verlorenen Menschenkinder auf Sein ewiges Wort und Seinen vollkommenen Willen aufmerksam zu lassen; bald sind es freundliche, bald bittere Wege, bald gütige, bald ernste Schickungen. Wohl dem Herzen, das auf sie achtet und sie versteht!

Ach, daß so manchem Geprüften und Gebeugten ein Ausleger fehlt, der ihm Gottes Gnadenabsichten in den Tagen des Leides kundtut, wie einst Elihu dem Hiob. Hören wir, was Elihu sagt: „Doch in einer Weise redet Gott und in zweien, ohne

daß man es beachtet. — Im Traum, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt, im Schlummer auf dem Lager; dann öffnet Er das Ohr der Menschen und besiegelt die Unterweisung, um den Menschen von seinem Tun abzuwenden, und auf daß Er Uebermut vor dem Manne verberge; daß Er seine Seele zurückhalte von der Grube, und sein Leben vom Kennen ins Geschoß. — Auch wird er gezüchtigt mit Schmerzen auf seinem Lager und mit beständigem Kampf in seinen Gebeinen. . . . Wenn es nun für ihn einen Gesandten gibt, einen Ausleger, Einen aus Tausenden, um den Menschen Seine Geradheit kundzutun, so wird Er sich seiner erbarmen und sprechen: „Erlöse ihn, daß er nicht in die Grube hinabfahre. Ich habe eine Sühnung gefunden!“ (Hiob 33.)

Ein solcher Ausleger nun der Liebesabsichten Gottes und ein beredter Hinweis auf die Sühnung, die Gott gefunden und gebracht hat in dem ewigen und vollkommenen Opfer Jesu Christi, Seines Sohnes, möchte dieses Büchlein vielen Herzen, auch besonders dir, mein lieber Leser, sein; es möchte dir zeigen, wie wahr die Worte des Herrn sind, der uns sagt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und Meine Wege sind nicht eure Wege.“ „Ich kenne die Gedanken, die Ich über euch habe; es sind Gedanken des Friedens und nicht des Leidens.“ Und weiter will das Büchlein zeigen, wie wahr die Worte sind: „Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen.“ „Wer an Mich glaubt, hat ewiges Leben.“ (Joh. 6, 37. 47.)

In diesem ersten Bändchen sind es denn vornehmlich Bekehrungsgeschichten; Geschichten, die berichten, wie Seelen durch wunderbare Wege und Führungen Gottes aus Gleichgültigkeit und Sündenschlaf erweckt und in Gottes Gemeinschaft geführt worden sind. Ein andermal hoffen wir eine Reihe von Erzählungen zu bringen, die bezeugen, wie Gott bereits Errettete, d. h. gläubige Christen, durch wunderbare Wege und Führungen vor Bösem bewahrt und gesegnet hat. Ja, Gott möchte uns retten, bewahren, segnen. „Sein Tun ist lauter Segen, Sein Gang ist lauter Licht.“ So ruft auch der Psalmist aus: „Schmecket und sehet, daß Jehova gütig ist; glücklich der Mensch, der auf Ihn traut!“ —

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Nr.		Seite
1	Frei geworden in Ketten	9
2	Aus dem Leben Ludwig Richters	12
3	Friede durch ein Telegramm	14
4	Die Frage eines Kindes	15
5	Von Gottes Wort getroffen:	
	1. „Wenn gleich du dich mit Natron wüschest!“	18
	2. „Und er starb“	19
	3. „Es ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort“	20
	4. „Verlaß dich nicht auf deinen Verstand!“	21
6	Geschichte eines Kapitäns	22
7	Das Zimmer mit zwei Betten	25
8	Des Präsekten Pflichtlektüre	31
9	Ein gesegneter Irrtum	32
10	Ein glücklicher Wurf	33
11	Eine glückliche Landung	36
12	Der Zar und der Psalm	38
13	„Ihr Glaube an Christum rettet sie!“	41
14	Die zerbrochene Flasche	44
15	Die verwechselte Arznei	45
16	Eine merkwürdige Zeitungsannonce	52
17	Ein junger Mediziner	58
18	„Wunderbar“	62
19	Des „Momiers“ Botschaft	70
20	Der Sohn des Rabbiners	75

Nr.		Seite
21	Vom Tod zum Leben	83
22	Nach langer Irrfahrt im Hafen	86
23	Gott will nicht den Tod des Sünders	89
24	Der Gottesleugner:	
	a) Der kleine Knabe	96
	b) Die Blume	101
25	Der Glaube muß zuerst kommen	104
26	„Ich kam zu Jesu, wie ich war!“	113
27	Wie eine Chinesin in Jesu Christo Ruhe fand	116
28	Wie einer ein Priester und Kriegsmann wurde	121
29	Eugène Réveillard	129
30	Fäden in Gottes Hand	131

1.

Frei geworden in Ketten.

Im Jahre 1825 wurde ein reicher, junger Edelmann aus Rußland verdächtigt, an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Nikolaus teilgenommen zu haben. Er wurde verhaftet und in St. Petersburg ins Gefängnis geworfen. Von Natur leicht aufbrausend und heftig, erregte das ihm angetane Unrecht die tiefsten Leidenschaften seiner Seele. So verbrachte er die erste lange Dezembernacht fluchend und im Zorn den Boden stampfend, abwechselnd bald den Herrscher seines Landes, der seine Verhaftung befohlen hatte, bald den Herrscher im Himmel, der sie zugelassen, verwünschend. Ermattet warf er sich zuletzt auf sein Strohlager und blieb stundenlang in stummem Schmerze liegen. So vergingen acht schreckliche Tage. Am Abend des neunten Tages besuchte ihn ein ehrwürdiger, gläubiger Gefängnisprediger, um mit ihm und für ihn zu beten und ihn zu bitten, daß er der Einladung des Heilands folgen möge, welcher spricht: „Kommt her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch Ruhe geben“ (Matth. 11, 28). Ein höhnisches Gelächter war die einzige Antwort. Beim Weggang jedoch gab ihm der alte Herr eine Bibel, ihn ernstlich bittend, sie zu lesen. Kaum hatte sich die Thür geschlossen, als Herr W., die Bibel in eine Ecke schleudernd, ausrief: „Ich will nichts zu tun haben mit dem Buch eines Gottes, der Ungerechtigkeit zuläßt.“ So blieb das heilige Buch tagelang unberücksichtigt liegen. Die Zeit verging nur langsam; Stunden deuchten ihm Tage, und Tage Monate. Seine Ungeduld zu mildern, nahm er die Bibel und öffnete sie. Der erste Vers, den seine Augen trafen,

machte einen tiefen Eindruck auf ihn: „Rufe Mich an in der Not, so will Ich dich erretten, und du wirst Mich preisen“ (Ps. 50, 15). Doch, als ob er sich schäme, durch das gelesene Bibelwort ergriffen zu sein, machte er das Buch rasch wieder zu. Am anderen Tage las er wieder darin und erstaunte bald sehr über die Weisheit, die es augenscheinlich enthielt, und wurde zuletzt so angezogen, daß er sehnsüchtig das Tageslicht erwartete, um in seiner Bibel zu lesen und zu forschen. Es dauerte nicht mehr lange, so begann er den Zustand seines Herzens zu erkennen und einzusehen, daß sein Herz wie das jedes anderen Menschen „ein trozig und verzagtes Ding“ sei. (Jer. 17, 9.) Er fühlte mehr und mehr, daß er vor Gott ein großer Sünder sei, der ewige Strafe verdiene. In seiner Verzweiflung fiel er auf die Kniee und rief: „Rette mich, Gott, oder ich bin verloren! O Herr, wasche mich rein von meinen Sünden! Tilge sie mit dem teuren Blute Christi! Um Jesu willen sei mir armen Sünder gnädig!“ Sein Gebet fand Erhörung; er fühlte, daß ihm seine Sünden vergeben waren. Anstatt nun noch zu murren über die Ungerechtigkeit anderer, trauerte er über seine eigene Sündhaftigkeit und dachte nach über die Liebe des Heilandes. Er erbat es sich, wieder seinen Gefängnisprediger sehen zu dürfen; und man kann sich die Freude des guten Mannes denken, als er nun beim Eintritt in die Zelle den früher so wütenden Gefangenen mit stillglücklichem Antlitz dasitzen sah, frohlockend in dem Bewußtsein, daß Christus nun auch sein Herr und Heiland war. „Zuerst,“ sagte Herr W., „hielt ich meine Gefangennahme für das größte Unglück, doch nun habe ich gesehen, warum ich hierher kommen mußte, und ich danke Gott dafür.“ Von der Zeit an wartete Herr W. ganz ruhig das Verhör ab, und bald wurde das Todesurteil über ihn gefällt. Mit Gelassenheit vernahm er den Ausspruch und schrieb dann folgenden Brief an seine Tante und Schwester:

„Ihr werdet aus den Zeitungen gesehen haben, daß ich verurteilt bin, am 15. Februar gehängt zu werden.

Weinet nicht, sondern freuet euch; denn durch Gottes Gnade fürchte ich mich nicht mehr, zu sterben. Ich weiß, an wen ich glaube! Eines Christen glücklichster Augenblick ist der letzte, weil er nun zum Himmel eingehen darf. Der Tod ist für ihn nur der Uebergang aus einer Welt voll Sünde und Elend zum Himmel, wo der Erlöste des Herrn ewig selig sein wird. Dort will ich Euch erwarten, in dem gesegneten Lande, wo weder Gefängnis, noch Leid, noch Sünde mehr sein werden. Ich wünschte, daß ich Euch noch einmal diesseits des Grabes sehen könnte; aber weil es nicht sein darf, verzichte ich gern darauf. Meine Tränen fallen herab, während ich schreibe, und doch bin ich glücklich und voll Friedens, wenn ich der herrlichen Verheißungen gedenke, welche den an Christum Gläubigen gegeben sind. Diese Glückseligkeit wird schon mein sein, wenn Ihr diese Zeilen erhaltet. Möge der allmächtige Gott, dessen Nähe ich jetzt so völlig genieße in meiner Zelle, und der mich inmitten meiner Ketten frei gemacht, möge Er Euch trösten und mit Euch beiden sein bis ans Ende.“

Als der Gefängnisprediger ihn am Abend vor dem bestimmten Tage verlassen hatte, fiel Herr W. auf seine Kniee und befahl in ernstlichem Gebet seine Seele dem Heiland, darauf schlief er auch einige Stunden ganz ruhig. Vor Tagesanbruch wurde er geweckt durch Stimmen im Gang und durch Tritte, die sich seiner Zelle näherten. „Die kommen früh, mich zum Galgen zu führen,“ dachte er. Sein Herz schlug rascher. Die Thür der Zelle wurde geöffnet, und eine große, edle Gestalt trat herein, in der er sofort den Kaiser erkannte. Gerade war ein anderer Mann als Teilhaber an derselben Verschwörung festgenommen worden, und bei ihm hatte man einen Brief folgenden Inhalts gefunden: „Wir haben alles mögliche versucht, W. zu gewinnen, aber vergebens; er erklärt, seinem Gebieter treu zu bleiben bis zum Tode.“ Das Blatt ward Nikolaus sofort überbracht, und nun kam er selbst, ihn zu befreien. „Noch einige Stunden mehr,“ sagte der Kaiser, „und ich hätte in Ihnen einen meiner besten Offiziere ver-

loren. Vergeben Sie mir meinen unbewußten Fehler und empfangen Sie nun, zur Erinnerung an diesen Tag, die Generalwürde und mit derselben das Schloß S., wo Sie, hoffe ich, noch viele glückliche Jahre verleben werden!“

Von der Zeit an lebte Herr W. als ein wahrhaftiger Christ. Es war seine größte Freude, die Armen und Bedrängten zu besuchen und ihnen den Trost zu bringen, welchen er selbst in dem Evangelium gefunden hatte. Er baute in der Nähe seines Schlosses ein großes Hospital, eine Heimat für Freundlose, und ging von Bett zu Bett und von Zimmer zu Zimmer, allen erzählend von der Liebe Christi und der Gnade Gottes in Ihm, die auch ihn erlöst hatte, nicht nur vom Gefängnis, sondern vom ewigen Tode.

2.

Aus dem Leben Ludwig Richters.

Der berühmte deutsche Maler Ludwig Richter teilt in seinem kürzlich erschienenen Buche: „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ folgenden Fall mit, den er als junger Mann auf seiner Reise nach Rom im Jahre 1823 in Salzburg erlebt hat: „Bei schlechtem Wetter saß ich eines Abends in meinem Stübchen; mein Wunsch, einen Reisegefährten zu finden und all mein Suchen danach war vergebens gewesen, und verstimmt darüber, war mein Entschluß gefaßt, am anderen Morgen allein weiter zu reisen; da klopfte es an meine Thür. Auf mein ‚Herein‘ trat ein Mann ein, der bereits in den Fünfzigen sein mochte, eine gedrungene, breite Gestalt, sehr sauber in seiner Kleidung und mit einem Gesicht, auf welchem Tüchtigkeit und ehrenhaftes Wesen mit Fraktur geschrieben stand. Er erzählte, er komme von Triest und wolle nach Holland zu Weib und Kind. Er sei Steuermann auf einem holländi-

ischen Fahrzeuge, welches Schiffbruch gelitten habe; und zur Bestätigung des Gesagten legte er mehrere Zeugnisse von den betreffenden Behörden vor. Der Mann hatte für mich etwas Anziehendes in seiner festen, ruhigen und bescheidenen Weise, und so gab ich ihm auch gern ein paar Zwanzigkreuzer, was in Betracht meiner schwachen Kasse viel genannt werden konnte. Er dankte, nahm seine Papiere wieder zusammen, sah mich mit einem dankbaren Blick an, als möchte er mir auch etwas Liebes erzeigen, und sagte: „Ich habe einen langen Weg vor mir, aber ich habe einen guten Reisegefährten!“ — „O, das ist ja ein Glück!“ erwiderte ich lebhaft, im Gefühl, daß ich einen solchen schmerzlich entbehrte. „Wer ist es denn?“ — „Es ist unser Gott und Herr selber; und hier“ — er zog ein kleines Neues Testament aus der Brusttasche — „hier habe ich Seine Worte; wenn ich mit Ihm rede, so antwortet Er mir daraus. So wandere ich getrost, lieber junger Herr.“ — Nochmals dankte er und ging. Mich aber hatte die Rede wie ein Pfeil getroffen, und ein Stachel davon blieb in meinem Herzen sitzen. Ich hatte an Gott nicht gedacht, für mich war Er eine ferne, unbestimmte Macht, und dieser arme Mann sprach und sah darein, als kenne er Ihn recht wohl, als stehe er in lebendigem Verkehr mit Ihm, woraus ihm ein so getroster Mut, eine so freudige Zuversicht erwuchs. Sein kleiner Schatz, das Büchlein von unnennbarem Werte, war mir völlig fremd; ich hatte ja nie eine Bibel gelesen.“

Welche unendliche Bedeutung diese kleine Begebenheit auf die Entwicklung des inneren Lebens von Ludwig Richter gehabt, das teilt uns der Künstler in dem oben genannten Buche selber mit. Er wurde vom Tod zum Leben geführt durch die Wiedergeburt. Gottes Wort und Heiliger Geist haben ihn zu Jesu gezogen; und „ist jemand in Jesu Christo, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden!“ (2. Kor. 5, 17.)

3.

Friede durch ein Telegramm.

Ein junger Telegraphist in einer kleinen Stadt Englands war um die Rettung seiner Seele bekümmert. Auf einem unerwarteten Wege sollte ihm die Botschaft des Heils und Friedens zugehen. Eines Morgens, nachdem er die ganze Nacht schlaflos zugebracht und darüber nachgedacht hatte, wie sehr er einen Heiland nötig hatte, ging er besonders betrübt zu seinem Berufe; der Ruf des Zöllners: „Gott sei mir, dem Sünder, gnädig!“ kam ihm aus der Tiefe seines Herzens mehr als einmal über die Lippen.

Das angenehme freundliche Wetter, die schöne Gegend interessierten ihn heute nicht, denn er verlangte nach dem Frieden Gottes. So langte er seufzend auf seinem Zimmer an und bald rief ihn das Signal an den Apparat. Er nahm seinen Platz dort ein und ließ das gemeldete Telegramm kommen. Es war von einem „Herbert“ in Windermere an „L. J.—“ in Wortworth und hieß: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches die Sünde der Welt hinwegnimmt.“ „In welchem wir die Erlösung haben durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen nach dem Reichtum Seiner Gnade.“

Ein solches Telegramm war noch nicht durch seine Hände gegangen und war zu dieser Zeit für ihn wie eine Botschaft direkt aus dem Himmel. So nahm er sie auch auf und fand im Glauben an Jesum, das Lamm Gottes, Ruhe und Frieden in Seinem Blute.

Das Telegramm ging an ein Dienstmädchen, das sich in tiefer Seelenangst an seinen Bruder Herbert gewandt hatte, der ihm auf diesem nicht gewöhnlichen Wege obige Worte zusandte. Auch das Dienstmädchen fand durch Gottes Gnade nach diesen Worten Ruhe für seine Seele.

Das Telegramm hatte so zwei Seelen zu Jesu geführt, dem alleinigen Retter. Die telegraphierten Worte sind

heute noch ewige Worte, ewige Wahrheit und können darum heute noch erretten und glücklich machen, nicht allein zwei, sondern zehntausendmal zehntausend Seelen.

4.

Die Frage eines Kindes.

„Hast du Jesum lieb?“ So fragte ein kleines, fünfjähriges Mädchen, Martha genannt, einen jungen Reisenden, mit dem sie zusammen im Postwagen saß. — Martha war ein allerliebstes Kind, mit blauen Augen und blonden Locken; sie saß auf dem Schoße ihrer Mutter und sang bald heiter vor sich hin, bald lehnte sie sich an die Mutter an und fühlte sich glücklich. Dem Reisenden gefiel das freundliche Kind gar wohl; er zog sein Perlmutterfedermesser hervor und gab es der Kleinen zum spielen. So verging die Zeit den beiden sehr schnell. Endlich wurde das Kind nachdenklich; es wollte nicht mehr mit dem neuen Freunde spielen, und als der Postwagen anhielt, und die Reisenden Weisung erhielten auszustiegen, da heftete Martha ihre großen, blauen Augen ernst auf den jungen Mann und fragte ihn mit lieblicher Stimme: „Hast du Jesum lieb?“ — Der Reisende sah das Kind erstaunt an, öffnete den Wagenschlag, blickte das Kind noch einmal an und stieg aus. Er begab sich in den Gasthof; allein die Frage der Kleinen: „Hast du Jesum lieb?“ hallte immer und immer wieder in seinem Herzen zurück. Mehrere seiner Freunde hatten sich im Gasthof versammelt, um ihn willkommen zu heißen, ein reiches Mittagsmahl war für sie bereit, man lachte, man scherzte, alles war freudig bewegt, — aber wie war er selbst verändert! Welch eine Leere empfand er in seinem Herzen mitten im Vollgenuß dieser Vergnügungen, und wie sehnte er sich nach dem lieben Kindel — Gilbert —

so hieß der Mann — war erst 23 Jahre alt; er war gelehrt, hatte sich schon als Schriftsteller ausgezeichnet, und seine Freunde hielten Großes auf ihn; aber an die bedeutungsvolle Frage, die heute an ihn gestellt worden, hatte er noch nie gedacht. Jetzt hörte er sie im funkelnden Weine, der in seinem Glase perlte, im Rollen der Billardkugeln, in dem frohen Gelächter seiner Freunde. Sie begleitete ihn, als er zu Bette ging, und hallte selbst in seinen Träumen wieder. — Am folgenden Tage begleitete er eine junge Dame in eine glänzende Gesellschaft; aber neben dem zierlichen Anzuge und der frischen Anmut seiner Freundin erblickte er immer noch das Engelsangeficht der kleinen Martha, und ehe er nur selbst wußte, entrang sich seinen Lippen die Frage: „Hast du Jesum lieb?“ — „Was meinen Sie damit?“ fragte das junge Mädchen erstaunt. — „Als ich Sie erblickte, mußte ich an ein kleines Mädchen denken, das gestern im Postwagen diese Frage an mich richtete.“ — „Wer hatte denn dem Kinde diesen Gedanken eingegeben? Was haben Sie geantwortet?“ — „Diese Frage kam so unerwartet, daß ich sie zu meiner Schande gar nicht beantworten konnte.“ — An jenem Abend nahm der Jüngling wenig an der Unterhaltung teil. Er schien zerstreut und unbehaglich, und man flüsterte sich zu: „Er ist nicht mehr derselbe Mensch wie früher.“ — Nein, er war nicht mehr derselbe leichtsinnige Mensch wie zuvor. Ein kleines Kind hatte einen Kieselstein in die bisher ungestörten Gewässer seiner Seele geworfen, und die daraus erfolgte Bewegung sollte andauern bis in die Ewigkeit. — Müden Schrittes und staubbedeckt wandert ein stiller Mann durch die Straßen einer hübschen Stadt. Als er einmal nachdenklich seine Augen erhob, erblickte er am Fenster eines ansehnlichen Hauses die Gestalt einer ihm bekannt vorkommenden Dame. Plötzlich schien der Mann ganz verändert; er blickte nochmals zum Fenster hinauf, stand dann still, schellte an der Hausglocke und wurde nach seiner Anmeldung in das Zimmer geführt, in dem sich die Dame befand. — „Entschuldigen Sie mein

Eintreten," sagte er, „allein als ich Sie erblickte, war es mir unmöglich, an dem Hause vorbeizugehen. Vor fünf Jahren reiste ich mit Ihnen und Ihrem kleinen Mädchen im Postwagen und habe Sie nie vergessen können. Erinnern Sie sich noch daran und an die Frage, die Ihr Kind an mich richtete?" — „Gewiß erinnere ich mich daran," antwortete die Dame lächelnd, „denn die Frage machte Sie ganz verwirrt; meine liebe Kleine richtete solche Fragen fast an alle Leute, denen sie begegnete." — „Ihre unschuldigen Züge sind tief in mein Herz eingegraben," sagte der junge Mann mit tiefer Bewegung, „niemals werde ich den ernstesten, feierlichen Blick vergessen, mit welchem sie jene Frage an mich richtete. Ob sie mich wohl wieder erkennen würde? Wahrscheinlich nicht; aber könnte ich sie nicht sehen, Madame? Ich sehne mich danach, sie an mein Herz zu drücken und die Stimme wieder zu hören, deren sich Gott bedient hat, um mich zu Sich zu ziehen." — Warum bemerkte der Jüngling nicht das Beben der Lippen, den schmerzlichen Ausdruck in den Zügen der Mutter? Warum fiel ihm die Abwesenheit seiner Freundin nicht auf? — Plötzlich, als er zu reden aufgehört hatte, kam eine überwältigende, schmerzliche Ahnung über ihn. Er sah die von Tränen überfließenden Augen, die schwarzen Gewänder der Dame! „Madame, ist — das Kind — —?" — „Es ist bei Jesu!" lautete die leise gesprochene Antwort. — Gilbert sank erregt und stumm in seinen Sitz zurück. O, wie weh tat es ihm, die blutende Wunde im Mutterherzen so unwissentlich wieder aufgerissen zu haben. — „O, wie traurig ist dies!" sagte er nach langer Pause mit bebender Stimme. — Die Mutter erhob sich und winkte ihm, ihr zu folgen. Sie führte ihn in ein stilles Kammerlein, wo des Kindes Lieblingsbücher, ihre Bibel, ihre Schulpfeife und Spielsachen lagen. — „Das ist alles," sagte die Mutter weinend, „was von unserer teuren Martha hienieden zurückgeblieben ist." — „Nein, Madame, das ist nicht alles. Wie Sie mich sehen, bin ich durch Ihr Kind ein Denkmal der gött-

lichen Gnade geworden. Bevor sie an jenem Tage die feierliche Frage an mich richtete, war mein Geist mit Zweifeln und Irrtümern aller Art erfüllt; ja, ich zweifelte sogar am Dasein des menschlichen Schöpfers. Mein Einfluß war groß, denn viele Menschen betrachteten mich als ihren Leiter und Führer. Mein Pfad ging abwärts, und ich zog noch andere in mein Verderben hinein, und ich wäre wohl für alle Ewigkeit verloren gewesen, wenn Ihr Kind nicht jene Frage an mich gerichtet hätte! Und diese Tränen, geehrte Frau, mögen Ihnen ein Bürge sein, daß Ihre Kleine etwas Kostlicheres hinterlassen hat als jene Spielsachen.“ — Tief ergriffen hielt er inne. — Ja, es war, wie er gesagt: Er hielt die Herzen vieler in seiner Hand; aber all sein reicher Geist, seine ausgezeichneten Fähigkeiten waren nur noch dazu bestimmt, das teure Wort von der Erlösung durch unseren Herrn Jesum nach Kräften zu verbreiten.

5.

Von Gottes Wort getroffen.

1. „Wenn gleich du dich mit Natron wüschest!“

Eine Frau in B. kaufte eine Bibel, um sie einem Verwandten zu schenken. Aus Mangel an Gelegenheit, das Geschenk zu übersenden, blieb die Bibel längere Zeit in der Dienstbotenstube liegen. Dort öffnete sie eines Abends das Mädchen und ihr Auge fiel dabei auf die Stelle: „Wenn gleich du dich mit Natron wüschest und nähmest viel Lauge, so bleibt doch deine Ungerechtigkeit schmutzig vor mir, spricht der Herr, Jehova!“ (Jer. 2, 22.)

Die Leserin war betroffen von diesen unbekanntem, seltsamen Worten und schloß bestürzt das Buch. Aber die Worte hafteten in ihrem Geiste und beschäftigten sie auch

den nächstfolgenden ganzen Tag. Am Abend nahm sie die Bibel wieder zur Hand und siehe, diese öffnete sich wieder bei dieser Stelle, und wieder stehen die ernstesten Worte da: „Wenn gleich du dich wünschst!“ Nun wurde sie noch mehr in Unruhe gebracht; ihre Sünden kamen ihr ins Gedächtnis und sie suchte und fand Ruhe im Blute Jesu, das da allein rein zu machen vermag von aller Sünde.

2. „Und er starb“.

Vor einer Reihe von Jahren wohnte in London ein Kaufmann, der nicht an die Inspiration der Bibel glaubte. Daher ging er nie dahin, wo das Wort Gottes verkündigt wurde, und zu Hause ließ er es unbenuzt liegen. Eines Tages überredete ihn doch seine Nichte, mit ihr zur Predigt zu gehen. Aber zu ihrer Betrübnis war der Text an dem Tage das 5. Kapitel aus 1. Mose. „Warum,“ dachte sie, „hat Gott es so gefügt, daß der Prediger gerade heute einen solchen Text gewählt hat, der nur die Namen und die Lebenszeit der alten Väter enthält?“ Wie sie nach der Predigt nach Hause gingen, ließ indes der Onkel keine Bemerkung fallen; er schien sogar ernster als gewöhnlich, welches auch nicht zu verwundern war, da mit jedem Schritt, den er tat, die Worte vor ihm klangen: „Und er starb.“

Und als er am Abend in seinem Zimmer saß, ertönten ihm bei jedem Schlage der Turmuhr dieselben Worte ins Ohr: „Und er starb“. Und als er am folgenden Morgen an seinem Schreibtisch saß, ertönten wieder dieselben Worte: „Und er starb“ so kräftig in seine Seele hinein, daß er seine Gedanken nicht sammeln konnte und in der einfachsten Zusammenrechnung Fehler machte. „Nein,“ rief er aus, „es bleibt mir nichts anderes übrig, als dieses Kapitel noch einmal zu lesen.“ Und er öffnete die seit vielen Jahren verjäumte Bibel und las das ganze oben genannte Kapitel, worin die Worte: „Und er starb“, achtmal vorkommen.

Diese Worte wurden für den Kaufmann Erweckungs-
worte zum Leben.

Er dachte: „Jetzt noch gehöre ich freilich zu der Anzahl der Lebenden, aber auch von mir wird es einmal heißen: ‚Und er starb!‘ Und was dann? Ja, was dann, wenn dieses Leben zu Ende ist? Wo werde ich landen?“

Diese und ähnliche Gedanken drängten auf ihn ein und lagen ihm schwer am Herzen; er gab sich aber keine Ruhe, sondern suchte, bis er Jhu fand, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und der da gesagt hat: „Wer an Mich glaubt, der wird nimmermehr sterben“; „wer an Mich glaubt, hat das ewige Leben.“

3. „Es ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort.“

In dem berühmten Londoner Kristallpalast, jenem riesigen Gebäude von Glas, das zu Industrie- und Kunstausstellungen, auch zu gewaltigen Versammlungen und Volksfesten benutzt wird, sollte der bekannte Prediger E. H. Spurgeon, vor nun mehr als 40 Jahren, einmal das Evangelium verkündigen. Spurgeon nahm die Einladung an, ging aber zuvor hin, um sich zu überzeugen, ob seine Stimme auch wohl durch den gewaltigen Raum getragen würde. Dort auf der Tribüne stehend, rief er mit mächtiger Stimme das kostbare Wort von 1. Tim. 1, 15 in den leeren Glaspalast hinein: „Es ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.“

Sobald er diese Worte gerufen hatte, war er überzeugt, daß er sich ohne große Anstrengung im ganzen Raume verständlich machen könne und sprach dieselben Worte noch einmal leiser; dann ging er nach Hause.

Etwa ein Vierteljahrhundert mochte seit diesem Vorfalle vergangen sein, da wurde Spurgeons Bruder, der auch Prediger in London war, zu einem Handwerker gerufen, der im Sterben lag. „Sind Sie bereit, Gott

zu begegnen!“ fragte er ihn: „Gott sei Dank, ja,“ antwortete der Sterbende voll Zuversicht und erzählte ihm folgendes:

„Ich bin von Beruf Klemptner. Vor vielen Jahren arbeitete ich in der Kuppel des Kristallpalastes und dachte an nichts, als an meine Arbeit. Ich hatte mich all mein Leben nie um Gott gekümmert und glaubte auch nicht an Gott oder doch nicht, daß Er sich um mich kümmerte, sollte es auch einen geben. Da auf einmal hörte ich plötzlich eine Stimme, wie vom Himmel rufen: ‚Das ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen.‘ Ich hielt sofort in meiner Arbeit inne; da hörte ich noch einmal dieselben Worte. Gott, an den ich nicht dachte, traf mich mit diesem Worte wie mit einem Hammer und zerschlug mein hartes Herz. Gott redete hier zu mir und bot mir Sein Heil an in Christo Jesu, Seinem Sohne. Ich hatte keinen Ausweg und nahm das Heil an, und Er hat mich Sünder selig gemacht, mich errettet; und ich habe Ihm seitdem gedient.“

4. „Verlaß dich nicht auf deinen Verstand!“

Ein Gelehrter, der an Himmel und Hölle nicht glaubte, sondern sein Glück in seiner Gelehrsamkeit suchte, hatte eine fromme Magd, über deren Singen, Beten und Bibellesen er sich oft geärgert hatte. Als er ihr eines Tages von der Größe des menschlichen Geistes vorgeredet hatte, wie dieser alle Bedürfnisse des Menschen vollkommen befriedigen könne, wußte sie zuletzt nichts zu erwidern als das Wort in Spr. Sal. 3, 5: „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand!“ — Bald darauf las er die Lebensgeschichte eines Lehrers des Unglaubens, wie derselbe, als er gerade den Glauben eines Freundes verspottete, von einem Dachziegel getroffen, den Verstand verlor. Eine Frau, die das sah, rief aus: „Armer Mensch! Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß

dich nicht auf deinen Verstand!“ Als er dies las, dachte er an die Worte seiner Magd.

Nach einiger Zeit besuchte er einen Bekannten, traf ihn jedoch nicht. Er schlug ein dort liegendes Buch auf; es war eine Bibel, und seine Augen fielen wieder gerade auf die Stelle Spr. Sal. 3, 5: „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand!“ Erschrocken sprach er zu sich selbst: „Dreimal werden mir dieselben Worte zugerufen. Wahrlich, das ist ein Ruf von Gott! Ja, ich erkenne Deine Stimme und meine Torheit und Sünde. O, Du heiliger Gott, vergib dem Toren, der Dir trotzt!“ — Von nun an suchte er in Gebet und Flehen Gnade, und der Herr erhörte ihn.

6.

Geschichte eines Kapitäns.

„Ich befand mich,“ erzählte ein englischer Kapitän einem meiner Freunde, „auf der Heimreise von Amerika nach England. Als wir uns unserem Bestimmungsorte näherten, überfiel uns plötzlich ein heftiger Sturm, welcher das Schiff gegen einen Felsenvorsprung der schottischen Küste trieb. Obwohl Tod und Verderben uns ins Angesicht starrten, so blieb ich doch unbewegt und schaute furchtlos dem Schlimmsten ins Auge; denn mein Herz war so hart wie der Felsen, dem wir uns näherten. Der wütende Sturm richtete immer größeren Schaden an meinem Schiffe an, bis wir zuletzt auf ein Felsenriff geworfen wurden. Nachdem wir schnell einige Wertstücke und die Schiffspapiere in Sicherheit gebracht hatten, verließen wir das Schiff und suchten das Ufer vermittelst der Boote zu erreichen, was mir, sowie dem größten Teil der Schiffsmannschaft auch glücklich gelang.“

„Das Ufer war felsig und öde, und keine menschliche Wohnung war zu sehen. Ich ging eine beträchtliche Strecke, um ein Obdach zu erreichen, und gelangte endlich an eine Meierei, wo ich die Geschichte meines Unglücks erzählte. Der gütige Pächter und sein Weib hießen mich willkommen und taten alles, was in ihrer Macht stand, mir es bequem zu machen, und boten mir sogar so lange Obdach an, bis ich von dem Schiffseigentümer weitere Nachricht empfangen haben würde. Obwohl ich sehr müde und erschöpft war, so interessierte mich doch die freundliche und geistvolle Unterhaltung meiner neuen Freunde so sehr, daß mir die Zeit unbemerkt und rasch vorüberging. Nach einem einfachen, aber willkommenen Mahle wurde von allen Anstalt gemacht, sich zur Ruhe zu begeben. Bevor dieses jedoch geschah, versammelte sich die ganze Familie, sowie die Dienstboten in dem Zimmer zur Abendandacht, und der würdige Pächter wandte sich zu mir und sagte: „Herr Kapitän, ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, bevor wir uns zur Ruhe begeben, noch ein Kapitel aus der Bibel zu lesen, und dann mit den Meinen die Kniee im Gebet vor Gott zu beugen. Durch die Vorsehung Gottes sind Sie unser Gast; und ich hoffe, daß Sie nichts dagegen haben, sich hierin mit uns zu vereinigen, da Sie besondere Ursache haben, Gott zu danken, daß Er Ihr Leben in dem Sturme bewahrt hat.“

„Ich erwiderte ihm, ich würde warten, während er seinen religiösen Pflichten obliege; doch setzte ich hinzu: Ueber religiöse Dinge pflege ich mir keine Gedanken zu machen. Ein tiefer Seufzer war des Pächters einzige Antwort, als er das Wort Gottes öffnete. Dieser stille Seufzer brachte ein neues Gefühl in meine Brust. Nachdem er gelesen hatte, klappte er das Buch zu, und die ganze Familie kniete nieder zum Gebet. Ein Widerstreit meiner Gefühle, ob ich mich niederknieen oder meinen Platz behalten sollte, endete damit, daß ich mich dem Beispiele der übrigen anschloß und ebenfalls niederkniete. Der Pächter dankte Gott mit Jubrunst für die Wohlthaten des ver-

flossenen Tages. Dies, dachte ich, war recht und billig; doch er blieb dabei nicht stehen. Nachdem er die ganze Familie mit Namen vor Gott genannt hatte, flehte er auch in den bewegtesten Ausdrücken für den armen Seemann, der unter seinem Dache Obdach gesucht hatte. Da er im Laufe unserer vorhergehenden Unterhaltung entdeckt hatte, daß ich ein geistlich blinder, unbefehrter Mann war, so breitete er meinen ganzen Fall vor dem Thron der Gnade aus. Es erschien mir, als ob er die Geheimnisse meines Herzens alle in meinen Augen gelesen haben müsse. Ernstlich und inbrünstig betete er um die Errettung meiner Seele und dankte Gott in der rührendsten Weise für meine Bewahrung vor dem Untergang in Sturm und Wellen. Als wir uns von unseren Knien erhoben, blickte ich meinen Wirt erstaunt an, mich darüber wundernd, was ihn wohl bewogen, so ernstlich für einen Fremden zu flehen, und auf welche Weise er wohl den sündhaften Zustand meines Lebens und Herzens entdeckt haben könne.

„Ich war froh, mich jetzt in das Schlafzimmer, welches für mich bereitet worden war, zurückziehen zu können, um der Flut von Gedanken, die mich bestürmten, Audienz zu geben. Ich ging in dem Zimmer auf und ab, und je mehr ich über das Gebet des Pächters nachdachte, um so stärker wurden meine Gefühle erregt. Ich begann einzusehen, daß die Sünden unseres Lebens schrecklichere Folgen nach sich ziehen müssen, als ich je zuvor gedacht hatte. Während ich nun in dem Zustande großer Unruhe über meine Sünden und mein ganzes bisheriges Leben war, bemerkte ich ein Buch, welches auf dem Ankleidetisch lag. Ich öffnete es mit der Absicht, darin zu lesen, um so meinen ernststen Gedanken den Abschied zu geben und den Schlaf schneller herbeizuführen. Beim Oeffnen fand ich, daß es eine Bibel war, und meine Augen blieben auf einer Stelle im Propheten Jeremias haften. Die Stelle lautete: ‚Es sind die Gütigkeiten des Herrn, daß wir nicht vernichtet sind; denn Seine Erbarmungen sind nicht zu Ende.‘ Dieselben Worte waren von dem Pächter in seinem

Gebet gebraucht worden und hatten einen besonderen Eindruck auf mich gemacht und mich fühlen lassen, wie sehr ich hätte Gott danken müssen für Seine Bewahrung vor einem jähen Tod in meinen Sünden.

„Ich las weiter und vergaß die Müdigkeit meines Körpers, bis mein Licht erlosch. Ich warf mich dann vor mein Bett nieder und sah zum erstenmal in meinem Leben, daß ich ein großer Sünder und Schuldner im Lichte Gottes war. In meiner großen Not wandte ich mich zu Ihm, der den Tod des Sünders nicht will und flehte zu Ihm um Gnade; und Gott, der reich ist an Erbarmen, hörte die Bitten meines gebrochenen Herzens. Bevor die Zeit heranrückte, da ich das Haus meines gastfreundlichen und christlichen Wirtes verlassen mußte, konnte ich glauben und mich in dem Bewußtsein erfreuen, zu Gott gebracht zu sein, dessen Gnade mich erleuchtet und durch Jesum Christum, Seinen Sohn, errettet hatte. Ich konnte jetzt, mit Gott versöhnt, Ihn ‚Abba Vater‘ nennen. Gott hatte dem Meere und Sturme erlaubt, mein Schiff zu zerschellen, um auch mir, dem Kapitän, zu zeigen, daß auch ich in mir selbst ein armer Schiffbrüchiger war, ‚ein Wrack‘; aber Er zog mich dann zu Jesu und rettete mich. In Ihm fand ich eine vollkommene Zuflucht, und Er ward mein Herr und mein Heiland.“

7.

Das Zimmer mit zwei Betten.

Herr W. studierte auf der berühmten Universität zu Oxford Theologie. Aber das Studium nahm ihn nicht ernstlich in Anspruch. Bildung und feine Manieren schienen alles zu sein, was er sich hier aneignen wollte. Nach Beendigung seiner Studienzeit und Ablegung der Prüfungen erhielt er durch Vermittelung eines angesehenen Verwandten eine Stelle an einer ziemlich großen Gemeinde Englands.

Er verheiratete sich. Sein Vermögen und dasjenige seiner Frau erlaubten ihm, sich sehr vornehm einzurichten und ein feines Leben zu führen. Um sein Hausgesinde und um seine Gemeinde kümmerte er sich wenig; die Armen des Ortes besuchte er nicht, obwohl er ihnen, wenn nötig, gern Unterstützungen zukommen ließ. Einst mußte nun unser Herr Pfarrer in einer kirchlichen Angelegenheit eine kleine Reise machen, auf welcher Hauptmann Arnold, ein Jugendfreund, der seit kurzem ein Glied seiner Kirchengemeinde war, ihn begleiten mußte. Ihr Weg führte sie gegen Abend in eine kleine Stadt, wo sie zu übernachten gedachten. Sie gingen in den besten Gasthof, den sie finden konnten. Nach dem Abendessen baten sie den Wirt, ihnen zwei Schlafzimmer anzuweisen. Der Wirt, welcher nicht gewöhnt war, solch vornehme Gäste zu beherbergen, entschuldigte sich sehr, es sei nur noch ein Zimmer mit zwei Betten frei. „Ein Zimmer mit zwei Betten,“ rief der Pfarrer, „darauf verzichte ich.“ „Mein lieber W.“, entgegnete der Hauptmann nach kurzem Schweigen, „ich weiß, wie wir der Schwierigkeit abhelfen. Während des Feldzuges habe ich oft viel schlechtere Nachtquartiere gehabt als unser heutiges. Ein Kopfkissen und eine Decke ist alles, was ich brauche. Damit setze ich mich in diesen Lehnstuhl und werde sehr gut hier schlafen. Du hast auf diese Weise das Zimmer mit zwei Betten für dich allein.“ Doch W. war viel zu gebildet und zu höflich, als daß er auf diesen Vorschlag eingegangen wäre. „Das tue ich nicht, lieber Arnold,“ entgegnete er, „wir werden das Zimmer miteinander teilen und uns so gut als möglich darein finden.“ Der Pfarrer beeilte sich nun, zur Ruhe zu kommen und lag nach einigen Augenblicken schon auf seiner Lagerstätte. Der Hauptmann brauchte ein wenig mehr Zeit dazu. Eine Schwierigkeit bot sich ihm nämlich dar, an die er vorher nicht gedacht: er war gewöhnt, bevor er sich zur Ruhe begab, ein Kapitel aus der Bibel zu lesen und sich und die Seinen im Gebet dem Schutze Gottes, seines Vaters, anzuvertrauen. Unterließ er dies

heute, so beschwerte er sein Gewissen; tat er es aber, so lag es nahe, daß ihn sein Freund des pharisäischen Hochmuths beschuldigte. Doch nicht lange währte sein Kampf; er war entschlossen, der Mahnung seines Gewissens zu folgen und die Folgen seines Thuns Gott zu überlassen. So holte er denn seinen treuen Reisebegleiter, das Neue Testament, hervor und las mit Ernst und Andacht ein Kapitel daraus. Dann kniete er nieder, bekannte demütig, wo er den Tag über gefehlt, dankte Gott, seinem Vater, im Namen Jesu für die Segnungen, die er heute genossen, und bat Ihn für sich und die Seinigen zu Hause um Seine gnadenreiche Bewahrung während der Nacht. Dann begab auch er sich zur Ruhe.

Wie groß war am anderen Morgen sein Erstaunen, als er bei seinem Erwachen seinen Freund nicht mehr im Zimmer sah. Silend kleidete er sich an und begab sich, nachdem er Gott um Seine Gnade für den beginnenden Tag gebeten hatte, hinab in das Speisezimmer, wo er zu seiner Verwunderung den Herrn Pfarrer fand, der in sichtlichem Erregung mit großen Schritten auf und ab ging. Auf des Hauptmanns Frage, wie er geschlafen habe, rief er: „Geschlafen? Wer könnte wohl schlafen, wenn du die ganze Nacht durch laut liesest und betest?“ Und wieder ging er mit großen Schritten auf und ab, während der Hauptmann ihm versicherte, wie leid es ihm sei, seine Nachtruhe gestört zu haben; er sei sich aber nicht bewußt, so sehr lange aufgeblieben zu sein. Doch Herr W. wollte keine Entschuldigung hören. „Ich bin ebenso gut wie du,“ sagte er, „wenn ich auch soviel Aufhebens von der Religion nicht mache. Doch lassen wir das.“

Hauptmann Arnold sah wohl, daß jetzt nicht der geeignete Augenblick war, um mit seinem Freunde ein verständiges, ernstes Wort zu reden, und nahm sich vor, seine schlechte Laune geduldig zu ertragen.

Am zweiten Tage ihrer Reise sprach der Hauptmann lange kein Wort. Er war niedergedrückt; eine tadelnswerte Untreue hatte ihn bis jetzt zurückgehalten, mit seinem

Reisegenossen ein klares, bestimmtes Wort über das Heil seiner Seele zu reden. So begann er denn jetzt ein dahinzielendes Gespräch. Doch sein Freund schien nur mit Widerwillen auf seine ernstesten Worte zu hören. Er bedeckte mit der Hand die Augen. Welche Freude aber empfand Hauptmann Arnold, als er plötzlich einige Tränen über des Pfarrers Wangen fließen sah; sie waren ihm das sichere Zeichen, daß der Same des Wortes einen guten Boden gefunden hatte. Doch ließ er nichts merken, daß er diese Bewegung gesehen.

Die bald hereinbrechende Nacht gedachten sie wieder in jenem Gasthof zuzubringen, in welchem sie auf der Hinreise geherbergt hatten. Als sie eintraten, fragte der Pfarrer sogleich nach dem Zimmer mit den zwei Betten. Als er vernahm, es sei frei, wandte er sich zu dem Hauptmann mit der Frage, ob er mit diesem Zimmer einverstanden sei. „Gewiß,“ antwortete dieser, „wenn es dir nicht unangenehm ist, mit mir zu schlafen; ich bin ganz einverstanden mit deiner Wahl.“

Als die beiden Männer sich allein befanden, sagte der junge Pfarrer zu seinem Freunde: „Du wirst wieder für dich und die Deinigen beten, aber willst du es nicht auch für mich tun?“ Erfreut und zugleich aufs Höchste erstaunt, konnte Herr Arnold zuerst kaum ein Wort hervorbringen, dann aber drückte er sehr bewegt seine Freude über diese Veränderung aus. Dann knieten beide nieder, und der fromme Offizier flehte zu Gott um Seine ewigen Segnungen für seinen Freund und zwar mit einem Vertrauen, das nur der göttliche Glaube verleiht. Darauf legten sie sich nieder, doch nicht, um zu schlafen, denn der junge Theologe schien einen unlöschbaren Durst nach der Erkenntnis der Wahrheit zu haben. Er begann: „O, sage mir, lieber Freund, was ist die Wiedergeburt.“ Nie gab es einen gesegneteren Lehrer und einen aufmerksameren Schüler, als Hauptmann Arnold und Pfarrer W. in jener Nacht es waren. Was dem Pfarrer früher als lästige, trockene Lehren erschienen waren, und was er für völlig unver-

ständig und wertlos gehalten, das leuchtete jetzt vor ihm als ein helles Licht, welches Herz, Gewissen und Seele durchforscht und mit Leben, Heil und Frieden erfüllt.

Am folgenden Tage kehrten die Freunde heim. Begleitet von Hauptmann Arnold, trat Pfarrer W. in seine Wohnung. Mit einer früher nie gesehenen Zärtlichkeit umarmte er seine Frau und seine Kleinen. Im Laufe des Tages sagte er: „Liebe Frau, heute abend wollen wir Hausandacht halten.“ Frau W. sah ihren Gatten liebevoll an, aber betrübt. „Lieber H.,“ sagte sie, „wir wollen doch nicht zu all unserem Unrecht noch die Sünde der Heuchelei hinzufügen?“ „Nein, liebe Frau,“ entgegnete er, „ich versichere dich, daß unsere Hausandacht ein ungeheuchelter Gottesdienst sein soll. Ich werde einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift vorlesen, und unser lieber Freund hier, Hauptmann Arnold, soll mit und für uns beten.“

Dann teilte der Neubefehrte seiner Frau in kurzen Worten mit, welche Veränderung mit ihm während der Reise vorgegangen sei, und wie er sich nun der Gnade Gottes rühmen könne. Schnell wurde dann der Diener gerufen. „Johann,“ sprach sein Herr, „gehe in mein Zimmer und hole die Bibel.“ „Die Bibel?“ entgegnete der alte Knecht, erstaunt über diesen Auftrag. „Ach ja, von meinen Pferden und Hunden habe ich oft mit dir geredet, aber nicht von der Bibel. Doch, nun hole mir dieses lange vernachlässigte Buch.“ Die übrigen Diensthofen wurden nun auch herbeigerufen. Sie kamen in der sicheren Erwartung herein, ihr Herr habe ihnen irgend einen ernstlichen Verweis zu erteilen. Doch wie war ihnen zu Mute, als sie freundlich gebeten wurden, Platz zu nehmen. Dann las der Herr Pfarrer mit ernster Stimme einen Abschnitt aus Gottes Wort vor. Der Hauptmann betete mit einfachen Worten, und man brachte den Abend mit Gesprächen zu, wie sie leider bisher unter dem Dache des großen Pfarrhauses nicht gehört worden waren, die aber das Herz Gottes hoch erfreuten. Es war Freitag Abend. Am Sonntag sollte er predigen. Eine seiner Predigten

nach der anderen, die er früher gehalten, las er durch; doch mußte er ausrufen: „Alles dies taugt nichts; es sind leere, tote Worte. Habe ich denn bisher den Seelen solche Nahrung geboten? Ach, ich habe sie elendiglich umkommen lassen. Doch, von nun an hoffe ich, meinen Gott nicht mehr zu betrüben, und die Seelen, die Er mir anvertraut hat, nicht mehr ins Verderben gehen zu lassen.“

Da er nicht wußte, wie er sich in der rechten Weise auf die Predigt vorbereiten sollte, unterließ er es ganz und beschloß, sich bei seinen Zuhörern zu entschuldigen, da die Reise ihm die Vorbereitungszeit zu sehr verkürzt habe. Der Sonntag kam. Er verlas in der Kirche einen Abschnitt aus Gottes Wort, und zwar in so ernstem, verständnisvollem Ton, daß seine Zuhörer sich nicht erinnern konnten, ihn jemals so lesen gehört zu haben. Sein ganzes Wesen war so verändert, daß sie ihren Augen und Ohren nicht trauten. Nachdem Herr W. den Abschnitt verlesen, sagte er, wie leid es ihm sei, daß er keine Predigt habe ausarbeiten können; dann erzählte er ihnen in ungekünstelten Worten, welche Veränderungen sich bei ihm vollzogen, und welche Wege Gott mit ihm gegangen sei, um ihn zu befehren. Er klagte sich selbst an, bisher in ihrer Mitte wie ein Wolf in Schafskleidern umhergegangen zu sein; nun aber wolle er mit Gottes Beistand ihnen ein treuer Diener des Evangeliums sein, da er jetzt selbst die Kraft und die Kostbarkeit des Wortes Gottes kennen gelernt und zum Heil seiner Seele an sich erfahren habe. Er wolle sie fortan mit dem wahren Brote des Lebens speisen.

Dann verkündete er — ohne Vorbereitung — seinen Zuhörern Christum und hielt auf diese Weise unbewußt die Predigt, um derenwillen er sich hatte entschuldigen wollen. Ueberwältigt von der wunderbaren Gnade Gottes schloß er mit Tränen. Bald sammelten sich die Gläubigen um ihn, um mit ihm Gott Dank und Preis zu bringen. Und noch jetzt steht er freudig in der Arbeit, die Gott ihm seitdem anvertraut hat. Indem er für sich und andere die süßen Früchte des Evangeliums erntet, dankt er Gott für den Tag,

an welchem er genötigt war, mit seinem geliebten Freunde im gleichen Zimmer zu schlafen und er ihn hatte Gottes Wort lesen und aus gläubigem Herzen im Namen Jesu zu Ihm beten hören. —

8.

Des Präfekten Pflichtlektüre.

Adolf Monod, ein bekannter und treuer Diener des Evangeliums in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, predigte einst als Gast in einer Kirche in Lyon über den Text: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ Er sprach aus vollem und überzeugungstreuem Herzen von dieser großen, herrlichen Gabe, dem ewigen Sohne Gottes und Menschensohne. Am Schlusse zeigte Monod der bewegten Gemeinde eine neue Predigt an, in der er verkündigen würde, wie in diesem Sohne Gottes und in Ihm allein Errettung und ewiges Leben zu suchen und zu finden sei. Unter den erstaunten Zuhörern, die nie solche Dinge gehört hatten, saßen auch etliche einflußreiche Glieder der Gemeinde, die es verdroß, daß der Prediger nur von Jesu redete. Sie schickten ihm Nachricht, daß er die angekündigte Predigt in ihrer Kirche nicht halten solle, sonst würden sie ihn gewiß beim Staatspräfekten verklagen. Monod aber hielt seine Predigt dessenungeachtet.

Hierauf reichten die Gegner des Evangeliums die gedrohte Klage ein. Der Staatspräfekt, ein katholischer Edelmann, Graf Gasparin, war kein Freund von Predigten, besonders nicht von solchen, wie er sie von dem geächteten Monod und seinen Freunden erwarten mußte. Aber wohl oder übel sah er sich gezwungen, die in Klage stehenden beiden Predigten Monods zu lesen, die er sich

von diesem einschicken ließ. Er setzte zu dieser sauren Pflichtlektüre einen Abend an; und seine Gemahlin erbot sich in liebenswürdiger Weise, ihm die Predigten vorzulesen, damit die Arbeit minder lästig sei. So geschah es: die Gräfin las, der Staatspräsident hörte zu. Aber was war das? Welche wunderbare Dinge vernahmen sie? Was waren das für Worte, die ihnen Gewissen und Herz ergriffen! Sie hörten Gottes Worte, und der Herr tat ihre Herzen auf. Sie lasen von Seite zu Seite. Die erste Predigt war zu Ende; sie griffen nach der zweiten. Sie achteten der weit vorgerückten Abendstunde nicht. Das, was zuerst Pflicht war, war zur Herzenssache und göttlichem Bedürfnis geworden. In jener Nacht aber fanden Graf und Gräfin Gasparin beide den Heiland und wurden vom geistlichen Tode zum göttlichen Leben gebracht. (Joh. 5, 24.)

Als Staatspräsident wurde Graf Gasparin zwar gezwungen, dem Prediger Monod seinen weiteren Dienst in den Kirchen Lyons zu untersagen, er persönlich aber und seine Gemahlin waren lebendige, glückliche, freudige Christen geworden. Auch brachte Gott weitere Glieder dieser Familie zum Leben. Ihr Sohn, der nachmals so bekannte Graf Agenor von Gasparin, war sogar als Evangelist reich begabt und galt lange Zeit als einer der tatkräftigsten und treuesten Zeugen des Herrn und Seines Evangeliums in Frankreich und der Schweiz.

9.

Ein gesegneter Irrtum.

Als der bekannte Schweizer Evangelist Felix Neff eines Tages durch die Straßen von Lausanne ging, glaubte er in einiger Entfernung einen ihm bekannten Herrn zu sehen, mit dem er schon einige Male über das Heil seiner

Seele gesprochen hatte. Er beschleunigte seine Schritte, und als er ihn eingeholt hatte, klopfte er ihm auf die Schulter mit den Worten: „Wie steht es um Ihre Seele, mein Freund?“ Der Angeredete wandte sich um, und nun gewahrte Herr Meff, daß er sich geirrt und eine völlig fremde Persönlichkeit angehalten hatte; er entschuldigte sich und ging weiter.

Etwa drei bis vier Jahre später sprach ein Herr N. bei unserem Evangelisten vor und erklärte, daß er ihm großen Dank für seine Güte schuldig sei. Herr Meff erkannte den Besucher nicht und bat ihn um Aufklärung seiner Worte. Dieser antwortete: „Kennen Sie denn jenen Herrn nicht mehr, den Sie mit der Frage: ‚Wie steht es um Ihre Seele, mein Freund?‘ auf offener Straße angehalten haben. Dieser Herr bin ich. Ihre Frage war ein Stachel in meinem Gewissen und brachte mich zu ernstem Nachdenken. Ich konnte sie nicht mehr los werden. Heute aber kann ich Ihnen sagen, daß es um meine Seele wohl steht. Ich habe Jesu meine Sündenschuld gebracht und bekannt, und Er hat sie mit Seinem Blut gedeckt und gesühnt!“

So legt, lieber Leser, auch auf deine Schulter heute jemand seine Hand und fragt dich: „Wie steht es um deine Seele?“

10.

Ein glücklicher Wurf.

Als an jenem denkwürdigen 1. März 1871 die Deutschen in Paris einzogen, verließen viele französische Familien Stadt und Land. Unter den Auswanderern war auch ein zartes Fräulein, das sich nach England wandte und bald in einem feinen Londoner Hause eine Stellung als Erzieherin fand. Das Haupt jener englischen Familie erzählte dem Schreiber folgendes:

„Wir lernten in Fräulein K. eine ernste Christin, eine treue und wohlunterwiesene Nachfolgerin des Herrn Jesu kennen. Wir hatten dies nicht erwartet. Sie war katholisch und in einem Pariser Kloster erzogen worden. Dort war sie auf eine wunderbare Weise in den Besitz eines Neuen Testaments gelangt.

„Wie Fräulein K. uns selbst bekannte, war sie als Schülerin ein sehr lebhaftes, wildes Mädchen und mußte oft ermahnt und zurechtgewiesen werden. Eines Tages hatte sie sich wieder recht ausgelassen gezeigt, und eine der Nonnen, die ihre Lehrerin war, hatte sich darüber so aufgeregt, daß sie Fräulein K. gebot, aus dem Zimmer zu gehen und ihr dann noch ein Buch nachwarf. Fräulein K. bückte sich und hob das Buch, das ihr durch die Türe nachgeflogen war, auf und nahm es mit in ihr Zimmer. Dort machte sie es auf und las darin. Es war ein Neues Testament. Sie begann in dem völlig unbekanntem Buche zu lesen und fand es sehr wunderbar; es fesselte sie. Da niemand nach dem Buche fragte, blieb es in ihrem Zimmer und sie las und las, bis Gott ihr Augen und Herz aufthat und sie aus der Finsternis zum Licht und aus dem Tode in das Leben brachte. So wurde sie wiedergeboren und Gottes Kind.

„Der Einfluß, den Fräulein K. als Erzieherin auf unsere Tochter ausübte, war infolge ihres gediegenen christlichen Charakters von bleibendem Segen. Zwei Jahre war Fräulein K. bei uns, leider fast immer krank an einem unheilbaren Herzleiden. Am Schluß der zwei Jahre nahm ihr Herr und Heiland sie nach einem schweren Krankenlager zu sich. Inmitten ihrer großen Schmerzen blieb ihre lebendige Hoffnung auf Christum hell in ihrer Seele; freudig und voll Verlangen ging sie, ihres Heils gewiß, heim zu Jesu, ihrem Herrn.

„Wie das Neue Testament in jenes Kloster kam, ist nicht zu sagen; doch scheint es, daß es eines der Exemplare war, die gelegentlich der großen Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 an die Besucher verteilt worden sind.“

*

*

*

Von einem ähnlichen glücklichen Wurf mit einem Neuen Testament las ich vor einigen Jahren. Ein Bibelkolporteur bot in Böhmen im Eisenbahnzuge seine Bibeln und Testamente zum Kaufe an. Ein römischer Priester kaufte ihm mehrere Exemplare ab, aber nicht aus Liebe zu dem Worte Gottes, sondern um sie wegzuschaffen, denn er warf sie, wie der Bibelman später von einem Mitreisenden erfuhr, nach und nach alle durchs offene Wagenfenster.

Nach Jahr und Tag bereifte unser Kolporteur wieder jene Gegend in Böhmen, diesmal aber zu Fuß. An einem der Bahnwärterhäuser findet er einen Bahnwärter im Neuen Testament lesen. Der Kolporteur spricht mit dem Manne und findet einen lebendigen Christen. Dieser erzählt dem Bibelmanne auf die Frage, seit wann er Gottes Wort lese und liebe, daß er dieses ihm früher völlig unbekanntes Buch eines Tages auf der Bahnlinie gefunden habe; er habe von da ab täglich darin gelesen, zunächst nur zum Zeitvertreib. Bald aber habe er erkannt, daß er kein gewöhnliches christliches Buch, sondern Gottes Wort selbst gefunden haben müsse; es sei ihm ins Herz und Gewissen gegangen, habe ihm seine Sünden und sein Strafurteil vor Gott gezeigt, aber auch Gottes Erlösung durch Seinen Sohn. Zuversichtlich glaube er, daß Gott auch seine Schuld durch Christi Opfertod gesühnt und ihm auf immer vergeben habe, er also errettet sei.

Mit innigem Dank zu Gott tauschte der Bibelman und ließ sich dann das Neue Testament reichen, um es näher anzusehen. Von dem Titelblatt und der Zeit, in der das Buch gefunden wurde, konnte der Kolporteur nur schließen, daß es eines jener Testamente war, die der Priester vor Jahren in seinem Haß aus dem Eisenbahnzug geworfen hatte. Auch hier war es ein unpassender, ja strafwürdiger, aber ein glücklicher Wurf.

*

*

Und noch ein dritter glücklicher Wurf mit einem Neuen Testamente ist uns vor einiger Zeit bekannt geworden.

Unlängst ging ein Korporal in der italienischen Truppe der „Bersaglieri“, welche unserem Kaiser Wilhelm II. so gut gefallen, in Rom über den Hof des Militärlazarets, als ihm aus einem offenen Fenster ein harter Gegenstand an die Schulter flog. Favero, so heißt der Korporal, glaubte, ein Stein habe ihn getroffen, aber es war ein schwarzes Büchlein und zwar ein Neues Testament, das eine der „barmherzigen Schwestern“ im Spital unter dem Kopfkissen eines schwerkranken Soldaten hervorgezogen und im „heiligen Zorn“ über das „teufelische Buch“ aus dem Fenster geschleudert hatte. — Favero hob das Büchlein auf und nahm es mit, las es, und sein Herz wurde tief von seinem Inhalt bewegt. Auf der Decke des Buches stand Zeit und Lokal, wo Capellini, ein treuer Evangelist, Bibelfunden hält. Der erweckte, heilsverlangende Korporal ging hin und fand Frieden mit Gott. Von da ab ist er für mehrere seiner Kameraden der Wegweiser zu Jesu geworden. Auch sein Vater, dem er mehrere Schriften und auch Briefe schickte, wurde von ihm zum Herrn und Heilande geführt.

11.

Eine glückliche Landung.

Nachdem für lange, lange Zeit in Japan kein christlicher Missionar mehr landen und arbeiten durfte, siedelten sich im Jahre 1859 wieder einige Sendboten Jesu Christi in diesem Reiche an. Es waren die ersten wieder in unserem Jahrhundert. Aber noch blieb es ihnen verboten, zu lehren und zu predigen; und kein Japaner durfte damals noch bei Todesstrafe öffentlich das Christentum annehmen. Erst seit dem Jahre 1872 ist Japan für das Evangelium aufgetan, daß es ungehindert gepredigt werden darf.

Aber schon ehe die ersten Missionare im Jahre 1859 in Japan landeten, gab es dort im Verborgenen seit einigen

Jahren etliche Japaner, die an Jesum Christum, den Sohn Gottes, als ihren Heiland glaubten. Gott hatte diese Heiden unmittelbar durch Sein Wort zu Jesu geführt. Dies aber ging so zu:

Eines Tages wandelte ein vornehmer Japaner, der einen hohen Staatsdienst bekleidete, an der Bucht von Jedo. Es hatte kurz vorher ein amerikanisches oder englisches Schiff den Hafen verlassen, und nun sah man ganz nahe am Lande einen kleinen, schwarzen Gegenstand auf dem Meere treiben. Der Staatsbeamte sandte einen Begleiter hin, das Ding zu holen und ihm zu bringen. Als es ihm gebracht wurde, sah er, daß es ein Buch war, das er nicht lesen konnte. Von holländischen Kaufleuten hörte er, es sei ein englisches Neues Testament, von dem viele glaubten, daß es das Wort des allein wahren und lebendigen Gottes sei. Auch belehrten ihn diese Kaufleute, daß dieses Buch auch schon in die Schanghai-Sprache übersetzt sei. Als bald verschaffte sich der Japaner ein Exemplar von dieser Uebersetzung des Neuen Testaments und begann nun mit fünf oder sechs anderen Herren am Hofe eifrig darin zu lesen.

Das Leben und das Werk des Herrn Jesu bewegte das Herz des hohen Mannes so mächtig, wie nie zuvor etwas anderes dies getan hatte. Er rief aus: „Ich hatte niemals von einer solchen Person etwas gehört oder geseht.“ Mit ihm wurden noch zwei seiner Freunde von Gottes Wort ergriffen. Sie wurden durch den Heiligen Geist über ihre Sünden vor Gott beunruhigt und zu Jesu Christo, dem Heiland der Welt, gezogen. In Ihm fanden sie Licht und Leben, Heil und Frieden.

Als später Missionare kamen, wandten sie sich an diese um weitere Belehrung; und sie waren so diesen Sendboten eine Ermunterung in diesem götzendienerischen Lande, für den allein wahren Gott und Jesum Christum, den Er uns als Erretter gesandt hat, mit Hoffnung zu arbeiten.

Der Zar und der Psalm.

Als Alexander I., Kaiser von Rußland, zur Regierung kam, gab es nur wenige Bibeln in dem großen Reiche; überhaupt herrschte dort die größte Gleichgültigkeit in Bezug auf Religion. Als einst ein wichtiger Posten in der Kirche frei wurde, ernannte der Kaiser seinen Liebling, den Fürsten Alexander Galizin, dazu. Derselbe wollte zuerst ablehnen wegen seiner gänzlichen Unwissenheit in Dingen des Christentums, aber der Kaiser ließ den Grund nicht gelten, und Galizin mußte die Stelle antreten. Bei seiner ersten Unterredung mit dem ehrwürdigen Erzbischof Platoff bat er denselben, ihm ein Buch zu bezeichnen, in welchem er die christlichen Glaubenssätze studieren könne. Der Erzbischof, erstaunt über die frei bekannte Unwissenheit des Fürsten, empfahl ihm die Bibel als das einzige Buch, das ihm richtige Ansichten über das Christentum geben könne.

„Dann muß ich in meiner Unwissenheit verharren, die Bibel kann ich nicht lesen,“ war die Antwort.

Aber der Erzbischof verblieb bei seiner Aussage. Da schwieg Fürst Galizin; doch kamen ihm die Worte Platoffs von Zeit zu Zeit wieder ins Gedächtnis, und bald darauf kaufte er sich denn insgeheim eine Bibel und las eifrig darin. Die Folgen konnten nicht verborgen bleiben, und wenn er auch nicht als „Bibelleser“ bekannt wurde, so erregte doch sein verändertes Leben viel Aufsehen und Spott.

Als im Jahre 1812 die Nachricht von dem Einzug Napoleons in Moskau nach Petersburg kam, ergriff die ganze Einwohnerschaft ein panischer Schrecken. Alles packte seine Kostbarkeiten ein und machte sich zur eiligen Flucht bereit; denn man erwartete die baldige Einnahme der Hauptstadt durch die Franzosen. Der Kaiser selbst wollte an der Spitze seiner Truppen dem Feind entgegengehen. Galizin allein traf keine Anstalten zur Flucht; er ließ gerade seinen Palast neu herrichten und zeigte nicht die

mindeste Besorgnis. Dies wurde dem Kaiser hinterbracht und angedeutet, daß der Fürst ein Verräter und im Einverständnis mit dem Feinde sein müsse. Der Kaiser ließ den Fürsten kommen und fragte ihn: „Was tust du, was bedeutet das? Jedermann bereitet sich zur Flucht, und du baust an deinem Palast?“ Der Fürst antwortete: „Ich fühle mich hier so sicher wie am geschütztesten Ort; der Herr ist meine Zuflucht!“ „Woher hast du dieses Vertrauen? Was bringt dich dazu?“ fragte der Kaiser.

„Majestät,“ antwortete Galizin, der schon längst gern vor dem Kaiser ein Zeugnis für den Herrn Jesum abgelegt hätte, „ich fühle in meinem Herzen das Vertrauen, und ich finde es in diesem göttlichen Buche.“ Damit zog er eine kleine Bibel aus der Tasche, ein Buch, welches der Kaiser noch nie gesehen hatte. Dieser streckte die Hand aus, es in Empfang zu nehmen; da fiel es wie zufällig zu Boden und blieb offen liegen. Der Fürst hob das Buch auf, blickte auf die offene Stelle und sagte:

„Erlauben mir Eure Majestät, daß ich die Stelle lese, die gerade aufgeschlagen ist?“ Es war der 91. Psalm. (Der freundliche Leser wolle denselben in seiner Bibel aufschlagen und ganz lesen.) „O, wenn doch Eure Majestät diesen herrlichen Zufluchtsort suchen möchten!“ sagte der Fürst, nachdem er ihm den ganzen Psalm vorgelesen hatte. Der Kaiser war über die wunderbaren Worte überrascht und staunte. Seine Truppen zogen eben aus der Stadt, und er mußte sich, einer alten Bestimmung gemäß, vor dem Verlassen der Hauptstadt noch einmal in die Hauptkirche begeben. Als er eintrat, las eben der Hofprediger zur großen Verwunderung des Kaisers den 91. Psalm. Nach beendeter kirchlicher Feier ließ er den Hofprediger kommen und fragte ihn, ob Fürst Galizin vorher noch mit ihm gesprochen und ihm den 91. Psalm genannt habe. Aber dieser hatte von dem Fürsten keinerlei Weisung empfangen.

Dann eilte der Zar seinen Truppen nach; und spät am Abend, nach einer mühevollen Reise, ließ er noch seinen

Feldkaplan kommen, daß er ihm im Zelte etwas aus der Bibel, diesem herrlichen Buche, vorlesen möchte. Derselbe nahm die Bibel, und nachdem er sie geöffnet und ein wenig darin geblättert, begann er zu lesen: „Wer da sitzt im Verborgenen des Höchsten, der wird bleiben im Schatten des Allmächtigen!“ Es war also wieder der 91. Psalm. „Halt!“ rief hier der Kaiser. „Wer hat Ihnen gesagt, daß Sie diesen Psalm lesen sollten?“

„Niemand, als Gott!“ entgegnete der Befragte; „ich hat Ihn, mir für Eure Majestät das rechte Wort zu geben; und dann war es dieser Psalm, an den ich denken mußte.“

Der Kaiser war sichtlich ergriffen und tief bewegt; er fühlte, daß Gott hier mit ihm redete; und darum lauschte er begierig auf Sein Wort. An dem Abende entschloß er sich, von nun ab täglich morgens und abends ein Kapitel aus der Bibel zu lesen; und er hat es auch getan bis an sein Lebensende.

Das furchtbare Ende von Napoleons Feldzug ist bekannt: Moskau wurde von seinen Einwohnern eingeäschert; von dem stolzen französischen Heere wurden 125 000 Mann getötet, 123 000 durch Hunger, Krankheit und eisige Kälte hingerafft, 190 000 gefangen genommen. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ konnte man auch hier sagen!

Die Eindrücke, die der Psalm auf den Zaren gemacht, waren nicht vorübergehend; sie hatten sein Herz wirklich zu Gott gewandt. Gottes Wort war hinfort sein täglicher Begleiter, sein Unterweiser zur Seligkeit und seine Freude.

Auch haben die Bekenntnisse des Zaren einigen einfachen Arbeitern des Herrn gegenüber,*) mit denen er öfters seine Kniee beugte zum Gebet, sowie die durch ihn aufgehobene Bedrückung der Christen in seinem Reiche, und vor allem sein verändertes Leben kundgetan, daß

*) Es waren dies zwei Glieder der „Gesellschaft der Freunde“ oder „Quäker“ aus England: Wilhelm Allen und Stephan Grellet, die in Rußland missionierten.

auch er durch den unverweslichen Samen des Wortes Gottes wiedergeboren worden war.

Wie der Fürst Galizin, der nachmals Petersburg und seine hohe Stellung verließ, um in fernen dunklen Gegenden das Evangelium zu verkündigen, so hatte auch der Kaiser Alexander durch das Lesen des Wortes Gottes das ewige Leben gefunden.

13.

„Ihr Glaube an Christum rettet sie!“

Ich war noch sehr jung, als ich einen jungen englischen Kapitän heiratete, einen Mann so schön und tüchtig, und so rein und edel von Charakter, wie wohl noch selten einer ein Fahrzeug betreten. Ich hing an ihm mit der innigsten Liebe.

Indessen war er ein Protestant, ich aber römisch-katholisch; und so sehnte ich mich im stillen sehr nach seiner Bekehrung zu dem „alleinseligmachenden Glauben der heiligen Mutterkirche“, wofür ich damals mein religiöses Bekenntnis hielt; Gott aber hat mir seitdem die Augen aufgetan und gezeigt, was vor Ihm der alleinseligmachende Glaube und was Bekehrung ist, und daß ich beides nicht besaß und nicht kannte. Gott fand es jedoch für nötig, mich durch eine schmerzenvolle Heimsuchung zur Erkenntnis des Heils zu führen: Ich verlor meinen geliebten Gatten auf dem Meere. So war ich nun eine einsame junge Witwe mit einer Leere im Herzen, die nichts auszufüllen vermochte; und wenn auch mein Auge je trocken wurde von Tränen, mein Herz weinte immer. Ich hatte das Licht meines Lebens verloren, den einen teuren Gegenstand, an dem meine Seele sich ergözte. Ich hatte alles verloren.

Aber dazu kam noch, daß der Ernst der Ewigkeit mir

seit dem Tode meines teuren Mannes so sehr vor der Seele stand, und ich namenlos litt unter dem Gedanken, daß er auf ewig verloren gegangen sein müsse, weil er „außer der Kirche“ gestorben sei, also als Ketzer. O, wenn ich an die endlose Ewigkeit dachte, und daß mein Mann verloren sei, auf immer verloren, so war der Schmerz und die Angst um ihn fast zu viel für mich. Ich weinte, betete, fastete, tat Gutes, aber meine Seele kam nicht zur Ruhe. Da kam mir endlich eines Nachts der Gedanke: „Gehen denn alle Ketzer verloren?“

Ich mußte Gewißheit haben. Am nächsten Morgen erhob ich mich frühe und ging zur Beichte. In meiner Not sagte ich zu dem Beichtvater: „Ich kann in meinem Herzen nicht mehr den Glauben finden, daß alle armen Ketzer verloren sind. Ist es dennoch so?“ Aber wie atmete ich auf, als er zu meinem Erstaunen und Entzücken sagte: „Nein; ihr Glaube an Christum rettet sie!“

Schnell lief ich, überaus beglückt, nach Hause; und die Worte: „Ihr Glaube an Christum rettet sie!“ tönten fort in meiner Seele. In der Hoffnung, daß mein Mann doch diesen Glauben gehabt haben möchte, fand ich allgemach Ruhe hinsichtlich seines Seelenheils. Aber was war es, wie kam es? Ich selbst war von dem Tage ab, da ich die Worte vernommen, unruhig über mein eigenes Seelenheil und konnte nirgends und in nichts mehr Ruhe finden. In dieser großen Seelenangst träumte ich einst, ich sähe den Heiland auf einem sehr hohen Berge stehen; ich hätte Ihn gern umfaßt, aber ich vermochte es nicht und ich weinte. Da nahte Er mir und ich hörte Ihn, so träumte ich, die Worte sagen: „Gehe dort hin; da wirst du Worte hören, durch die du errettet werden wirst!“ Zugleich schien es mir im Traume, als zeige der Herr mir ein Haus, in das ich oft einige Leute hatte gehen sehen. „Nein,“ sagte ich, „Herr, denn es sind Ketzer!“ Da verließ mich der Heiland, es ward dunkel, und ich erwachte.

Was sollte ich tun; ich hatte den ganzen Tag keine Ruhe. Aber der Traum, obwohl ich ja wahrlich auf ihn

mein Heil nicht gründe, nur auf Jesum Christum und Sein kostbares Werk auf Golgatha, war zu lebhaft; ich mußte gehen; der Herr wollte es. Der Abend kam und ich sah von meinem Fenster aus zwei geringe Leute, die ich oft zu ihrem verachteten Versammlungszimmer hatte gehen sehen, ruhig zur Versammlung eilen. Ich machte mich auf und folgte ihnen in die enge Gasse, für mein armes, stolzes, rebellisches Herz ein großes Opfer.

Vor der Thür blieb ich stehen und lauschte; jemand betete. Dann ward es still, da drückte ich die Thüre auf und trat leise ein. Dort am Tische stand ein großer, ehrwürdig aussehender Mann und begann zu lesen. Als ich eintrat, blickte er auf und sah mich an, dann las er weiter: „Der wird dir Worte sagen, durch welche du errettet werden wirst!“ (Apostelg. 11, 14.)

Nun war ich völlig überzeugt, daß Gott mich hierher geführt hatte, und ich lauschte, was Er mir sagen lassen würde. Der Redner begann und zeigte aus Gottes Wort, daß der Mensch, einerlei ob weltlich oder religiös, verderbt und verloren ist. Er müsse notwendig errettet werden, wenn er nicht auf ewig verloren gehen wolle.

Dies alles war mir neu; aber das tiefe Gefühl meiner Schuld und meines Verderbens in meiner Seele mußte das Gehörte völlig bestätigen. Dann zeigte der Redner aus Gottes Wort das Werk, das Gott in Seinem geliebten Sohn für den Sünder vollbracht hat; zeigte, daß Christus für unsere Sünden starb nach den Schriften und daß Er auferstanden ist nach den Schriften. Ferner hörte ich, daß nicht durch Gebete und gute Werke ein armer Sünder vor Gott gerechtfertigt wird, sondern nur im Glauben an das vollgültige Opfer Christi, und daß der Gläubige dem Herzen Gottes nahe gebracht wird als geliebtes Kind.

O, welche Worte für mein geängstigtes Herz, für mein blutendes, ruhesuchendes Gewissen. Der Herr schenkte mir noch an demselben Abend Frieden durch Sein teures Evangelium; meine Seele erfreut sich seitdem Gottes, meines Heilandes. Ja, die Worte sind wahr: „Ihr Glaube an

Christum rettet sie!“ — aber nur der lebendige Glaube an den gestorbenen und auferstandenen lebendigen Christus.

14.

Die zerbrochene Flasche.

Als ich jung war, war ich Gehilfe in einer Apotheke und mußte oft des Nachts aufstehen, um für Kranke Arzneien zu bereiten. Traf es sich nun, daß dies in einer Nacht öfter geschah, so war ich darüber sehr ungehalten, denn in der Jugend schläft man gern. So war es auch in einer Nacht gewesen. Dreimal hatte ich bereits hinunter in die Küche gemußt, wo die Mittel zubereitet wurden. Da klingelte es zum viertenmal. Es half nichts; ich mußte dem Knaben, der über das Gebirge gelaufen kam mit einem Rezept für seine kranke Mutter, die verordneten Tropfen mischen. Kaum war derselbe aber eine Strecke auf dem Heimweg, als ich entdeckte, daß ich in der Ver- schlafenheit und im Mißmut eine falsche Flasche gegriffen und dem Jungen Gift, tödliches Gift, verabfolgt hatte.

O, wie furchtbar! Und was machen? Ich eilte zur Haustüre; aber draußen war es dunkle Nacht und alles lautlos stille. Nach welcher Richtung war der unbekannt Knabe gegangen? Ich wußte es nicht. Wie kopflos und der Verzweiflung nahe ging ich in mein Zimmer zurück.

Angstvoll rief ich aus: „Es geschehen keine Wunder heutzutage“ — und doch wünschte ich, daß Gott ein solches zuließe, wenn es möglich wäre, um mich vor dem entsetzlichen Unglücke zu bewahren, einen Menschen durch Fahr- lässigkeit getötet zu haben! Ich betete, betete in tiefster Seelenangst; da erscholl zum fünftenmal die Klingel und als ich hinunterging und öffnete, stand — derselbe Knabe vor mir, aber zitternd und bleich mit zerbrochener Flasche!

„Ach,“ stammelte er, „seien Sie nicht böse, daß ich noch einmal komme. Ich bin unterwegs gefallen und habe

meine Flasche zerbrochen. Es ist so dunkel draußen. Bitte, geben Sie mir die Arznei noch einmal, meine arme Mutter ist so krank.“

O, mit welchem Jubel empfing ich den Knaben, ich hätte ihn umarmen und küssen mögen; und wie gern gab ich ihm das Medikament noch einmal und diesmal richtig.

Aber war dies nicht ein Wunder der Barmherzigkeit und ein Wunder zu meinem Heil? Denn jene Nacht war ein Wendepunkt in meinem Leben.

15.

Die verwechselte Arznei.

„Ist die Arznei fertig?“

„Für Schulze?“

„Ja wohl, ich sollte sie ja in einer halben Stunde abholen.“

„So, hier ist sie schon, sie kostet eine Mark sechzig Pfennig.“ —

Nach diesem kurzen Gespräch und der erfolgten Bezahlung händigte der Lehrling an dem Schalter der Apotheke des hessischen Städtchens S. dem Boten die gewünschte Arznei ein, der sich eiligst entfernte, da die Dämmerung des kurzen Wintertages hereinbrach und er noch nach einem etwa eine Stunde weit entfernten Dorfe zu gehen hatte. —

Nach einer halben Stunde — es war inzwischen dunkel geworden — meldete sich wieder jemand am Schalter. Ein junges Mädchen verlangte ebenfalls eine Arznei abzuholen.

„Für wen?“ fragte der Lehrling. —

„Für Schulze!“ lautete die Antwort. —

Nach kurzem Ueberblick über die auf dem Rezeptiertisch fertigstehenden Arzneien fand der Lehrling wieder die verlangte heraus und übergab sie dem Mädchen, das schnell guten Abend wünschte. —

Nach fünf Minuten jedoch brachte sie die Flasche zurück mit dem Bemerkten, dies sei nicht die richtige.

„Aber ich habe Ihnen doch die Arznei für Schulze gegeben,“ erwiderte der junge Mann ahnungslos. —

„Ja, aber hier steht für Schulzes Kind und ich sollte doch für Witwe Schulze holen,“ bemerkte das Mädchen.

Der Lehrling versicherte, daß keine andere Arznei für Schulze da sei, es müsse unbedingt die richtige sein.

Das junge Mädchen brachte diesen Bescheid ihrer Herrin, aber schon nach wenigen Augenblicken war sie wieder am Schalter und wiederholte in entschiedenem Ton, die Arznei könne nicht die richtige sein, dieselbe sei ja zum Einnehmen und Frau Schulze bekomme ja die Morphinum-Einsprizung, die sie schon oft habe erneuern lassen.

Jetzt wurde der Gehilfe, der im anstoßenden Zimmer sich aufhielt, auf den Vorgang aufmerksam und kam in die Apotheke. Er war leidend und hatte es sich nach Anfertigung der Rezepte auf dem Sofa bequem gemacht.

Einige Fragen genügten, ihm klar werden zu lassen, daß hier eine Verwechslung durch die Wiederholung desselben Namens vorliege. Und welch eine Verwechslung! —

Die dem ersten Boten eingehändigte Arznei war die jetzt verlangte Morphinum-Einsprizung für Witwe Schulze gewesen, die für das kranke Kind gleichen Namens war stehen geblieben. —

Aus dem Gesichte des jungen Mannes war jeder Blutstropfen gewichen, er mußte sich an dem Rezeptiertisch festhalten, um nicht umzusinken. Mit furchtbarer Deutlichkeit traten alle die schrecklichen Folgen dieses unglücklichen Mißgriffes vor seine Seele. —

Wenn man dem kranken Kinde von dem Morphinum eingegeben hatte, so war es unrettbar verloren, ehe ärztliche Hilfe, ehe ein Gegenmittel zur Stelle sein konnte, war es zu spät, viel zu spät — — — und die Schuld, die Verantwortung traf nicht den Lehrling, sondern ihn; er hatte als Gehilfe in Abwesenheit seines auf der Jagd weilenden Prinzipals den unerfahrenen Lehrling zu beaufsichtigen,

insbesondere bei der Abgabe von Arzneien. Die Zerstörung eines Menschenlebens auf dem Gewissen, den Ruf der Apotheke auf Jahre hinaus untergraben, zwei Familien in namenloses Unglück gestürzt zu haben, samt seinem Prinzipal, den die gleiche Verantwortung traf, der fahrlässigen Tötung angeklagt, vor die Schranken des Gerichts gebracht, verurteilt, ins Gefängnis geführt zu werden, — alle diese Schreckbilder durchzuckten sein Inneres, wie der grelle Blitzstrahl, der im Dunkel der Nacht plötzlich und schreckhaft alle Gegenstände ringsum taghell erleuchtet und dann wieder alles finster macht.

Was sollte er tun?

Das Dorf, wo die Eltern des kranken Kindes wohnten, war eine Stunde weit, aber es war finstere Nacht, und er kannte keinen Weg, nicht einmal die Richtung, ebensowenig der Lehrling. Eben hatte er die Frau seines Prinzipals herbeigerufen und nach kurzer Erzählung des Vorfalles die zum Tode Erschrockene nach dem Wege zum Dorfe gefragt, da trat der Apotheker selbst, Herr S., von der Jagd zurückkehrend, in die Apotheke. —

Die Kunde des schrecklichen Vorfalles hören, sein Jagdgerät abwerfen, und, den Lehrling mit sich reißend, hinausstürmen in die dunkle Januar-Nacht, war das Werk von Sekunden. —

Schnell verhallten die Tritte der Davoneilenden auf dem Straßenpflaster. Der junge Mann horchte noch eine Weile nach, dann war alles still. — Er war allein. —

Doch lassen wir ihn die folgenden Erlebnisse nach seiner eigenen Mitteilung weiter erzählen:

„Ich hörte nur noch das Ticken der Wanduhr und den eigenen, schmerzhaften Atem. Die Angst überkam mich, als wenn eine eiserne Faust mit Riesengewalt etwas in mir gepackt hätte und erdrücken wollte, und böse Gedanken der Verzweiflung beschlichen mein Herz wie kleine, blaue Flämmlein, die an dürrem Brennstoff begierig emporzüngeln. Ich hatte mich auf das Sofa geworfen und lag da mit geschlossenen Augen, als ob ich damit die drohende Gefahr

zudecken könnte, aber meine äußere Ruhe bildete einen seltsamen Kontrast zu dem in mir wütenden Sturm. Sollte denn gar keine Hilfe möglich sein? Ich erinnerte mich von einem ähnlichen Fall gelesen zu haben, wo die Rettung dadurch herbeigeführt worden, daß dem Boten, einem Kinde, die Arznei unterwegs zerbrochen und das weinende Kind wie ein Himmelsbote den Apotheker aus der größten Angst errettete und vor Verzweiflung bewahrte. Sollte auch wohl hier ein glücklicher Zufall — Zufall? O, du leeres, armseliges Wort — wie kann ein Verzweiflender an dich sich anklammern? —

„In solchen Augenblicken der Angst, der völligen Ohnmacht, der gänzlichen Hilflosigkeit preisgegeben, erwacht wohl in jedem Menschen, auch dem Gottentfremdetsten, das klarere oder unklarere Bewußtsein, — hier kann nur von oben die Hilfe kommen, hier kann nur Einer noch das Unglück abwenden, hier kann nur Gott helfen. Aber wird Er es tun? Du hast Ihn ja sonst nicht nötig, du nimmst wenig Rücksicht auf Ihn. Ja, was die Menschen an dir sehen und von dir denken, das beachtest du, aber Sein allsehendes und allgegenwärtiges Auge kümmert dich wenig in deinem Denken und Tun. Sollte Er jetzt hören, auf dessen warnende Stimme du so oft nicht gehört hast? — Solche Zweifel wühlten in meinem Herzen, meine Angst und Ungewißheit nur desto größer machend. Ich mußte die Augen schließen, kalter Angstschweiß war auf meine Stirne getreten.

„Da auf einmal legte sich eine Hand weich auf meine Schulter. Verwirrt blickte ich auf. Es war die Frau meines Prinzipals, Frau S., die leise eingetreten war.

„Ich wagte kaum den Blick zu ihr aufzuschlagen — wie schwer wurde auch sie durch dieses Unglück mitgetroffen, das Glück der Familie, ihre Existenz, ihre Ehre stand auf dem Spiele, — aber der Ton ihrer Stimme, womit sie mich anredete, klang weit entfernt von demjenigen des Vorwurfs. In ihren Augen glänzten Tränen, und auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck von Ergebung und Hoheit,

der wie eine Hülfe von oben, wie ein Strahl der Hoffnung in mein Herz fiel. „Haben Sie schon gebetet, lieber Herr G.‘, fragte sie mich in freundlichem Ton und — als ich schwieg, legte sie ein kleines, schwarzes Buch vor mich hin und hielt den Finger auf eine Stelle; dann las sie mit bewegter Stimme: ‚Rufe Mich an in der Noth, so will Ich dich erretten, und du sollst Mich preisen.‘

„So,‘ sagte sie, ‚nun gehen Sie auf Ihr Zimmer und tun, was Gott Ihnen sagen läßt — wollen Sie es tun?‘

„Ich werde es versuchen,‘ antwortete ich mit tiefem Seufzer. —

„Wo war mein Widerspruch, wo meine Vernunftgründe, mit denen ich dieser edlen Frau früher oft entgegengetreten, wenn sie Zeugnis ablegte von dem Herrn, dessen Jüngerin sie war, und von Seinem Wort, dessen lebendigmachende Kraft sie an ihrem Herzen erfahren hatte? Und nicht nur mit Worten hatte sie Zeugnis abgelegt, sondern mehr noch in ihrem Wandel, in ihrem ganzen Wesen, das durch Ihn belebt und erwärmt war, das wie Sonnenschein dieses Haus erfüllte und unwillkürlich jeden anziehen mußte, der mit ihr in näheren Verkehr trat. Ja, sie ließ ihr Licht leuchten, und dieses Licht konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die Herzen und Gewissen ihrer Umgebung. Mechanisch trieb es mich auf mein Stübchen, ich sollte ja beten und ich wollte auch. Ich war im Dunkeln, ganz allein. Allein? — — Ja; aber allein mit Gott, — zum erstenmal allein mit Gott.

„Ich versuchte zu beten, aber ich konnte nicht, ich wollte etwas sagen, aber ich hatte keine Worte; oder meine Worte fanden keinen Ort, es war mir, als prallten sie hart ab von der Wand neben mir und fielen wie ein leerer Wiederhall zurück in mein ödes Herz. Ja, ich kannte Gott nicht, was sollte ich zu Ihm sagen, wie sollte ich Ihn finden? Was war das Dunkel der Nacht gegen diese Finsternis? Unwillkürlich streckte ich meine Arme aus, als ob ich etwas ergreifen müßte, aber hilflos sanken sie aus der Leere,

aus dem Nichts hernieder, dann sank ich auf meine Kniee, und nun fielen mir die Worte ein, die ich soeben gelesen hatte: ‚Rufe Mich an in der Not‘ — — — ich war ja in der Not — — ‚so will Ich dich erretten, und du sollst Mich preisen‘ — Ich sollte? — O, wie gerne wollte ich Ihn dann preisen, wenn Er das eine Mal helfen würde.

„Wieder wollte ich beten, aber ich wußte nichts anderes als diese Worte, ich mußte sie immer wiederholen, wie ich mich auch anstrengte, ich vermochte gar nichts anderes mehr zu denken. Der Sturm in meinem Inneren übertönte alles, und doch war es, als ob von weither ein Lichtschimmer in mein Herz gefallen wäre und ich spähte danach, wie der Schiffer auf dem dunkeln, brausenden Meere des Leuchtturms milde Strahlen in der Ferne freudig begrüßt. Aber wieder bestürmten auch die Zweifel mein Herz. — Wird Er dich hören? Aber es war ja Sein eigenes Wort: ‚Rufe Mich‘ — ja ich rief — ‚so will Ich dich erretten,‘ — Sagte Er nicht: ‚Ich will‘? — Und schien es mir auch wie ein Strohalm, ich klammerte mich fest an dieses Wort, wie der Ertrinkende, ich fing an zu rufen in der Not. — — —

„Wie lange weiß ich nicht. Auf einmal hörte ich unten die Türe aufreißen und laute Stimmen im Hausflur; mein Name wurde gerufen. Mit unnennbaren Gefühlen stand ich auf von meinen Knieen und eilte die Treppe herunter, eine merkwürdige Fassung war über mich gekommen.

„Ich will dich erretten‘ — tönte es weiter in mir. — Gottlob, Er hatte gerettet. Die ernstesten, aber freudigen Mienen der Heimgekehrten sprachen es deutlich aus. Wir drückten stumm einander die Hände. ‚Und du sollst Mich preisen‘ — tönte es in mir fort. Es dauerte eine Weile, ehe Herr S. Worte finden konnte, um den wunderbaren Ausgang zu erzählen. Sie waren hinausgestürmt in die dunkle Nacht, oft querfeldein, so schnell ihre Füße sie trugen, keiner zu dem anderen ein Wort verlierend. Endlich hatten sie das stille Dörfchen

erreicht, und nun standen sie atemlos, schweißtriefend, still vor dem Hause, dessen Inneres die sichere Antwort barg auf die quälenden Fragen des zitternden Herzens. Eine Weile bleiben sie horchend stehen, nichts verrät die Antwort auf ihr banges Fragen, vergeblich sehen sie dem schmalen Lichtstreif nach, der aus dem kleinen Fenster fällt, es ist alles still. — Eine furchtbare Spannung, der nächste Augenblick muß Gewißheit bringen, Gewißheit über Errettung oder Verderben, Ehre oder Schande, Leben oder Tod — der Apotheker selbst bleibt draußen und, um Aufsehen zu vermeiden, geht der Lehrling allein in das Haus. Man betrachtet den Eintretenden mit verwunderten Mienen, der kaum einen ‚guten Abend‘ über seine Lippen bringen kann. Angstvoll forschend schweift sein Auge von den Eltern hin zu dem Kinde, das dort in seinem Bettchen liegt, und von dem Kinde wieder zu den Eltern. Auf seine gepreßte Frage, wie es dem kranken Kinde gehe, heißt es: ‚Es ist gerade wach geworden, wir wollen ihm jetzt von der Arznei eingeben; wir dachten, der Schlaf sei die beste Arznei für das Kind gewesen.‘ — Dem Lehrling klingen diese Worte wie Musik in den Ohren. — ‚Lassen Sie es jetzt und geben Sie mir die Arznei noch ’mal mit; sie ist nicht ganz in Ordnung.‘

„Mit diesen Worten nimmt der junge Mann die verhängnisvolle Flasche vom Tisch und steckt sie sorgfältig zu sich, mühsam seine tiefe Erregung verbergend. Tief aufatmend beugt er sich wieder über das Bett des Kindes, nach dem soeben noch der Tod drohend seine kalte Hand ausgestreckt hatte. Jetzt sind sie geborgen, beide, das Kind, das so unschuldsvoll fragend zu ihm aufschaute, — und die Giftflasche, die er fest mit der Linken in der Tasche umklammert hält.

„Die einfachen Leute sind ohne Argwohn und bedanken sich noch für das späte Kommen und die freundliche Teilnahme, sie haben keine Ahnung von der schrecklichen Gefahr, in der ihr Kind geschwebt hat. Während diese Scene im Hause sich abspielt, sind dem draußen harrenden Apotheker

die Minuten zu Stunden geworden. Endlich hat er den Lehrling kommen sehen. Ein Blick auf sein Gesicht, das die Lampe des ihn zur Haustüre Begleitenden hell beleuchtet, hat ihm den glücklichen Ausgang verraten. Mit wenigen Worten berichtet der junge Mann über den Hergang, dann gehen sie heim, schweigend wie sie gekommen, — für so schwer Erlebtes kann man schlecht Worte finden, das will sich erst im eigenen Herzen zurecht leben.

„Rufe Mich an in der Not, so will Ich dich erretten, und du sollst Mich preisen,“ sagte Frau S. mit tiefer Bewegung, als ihr Gemahl die Mitteilung des wunderbaren Herganges beendet hatte.

„In meinem Herzen fanden diese Worte einen lauten Widerhall, ja, ich konnte Ihn jetzt preisen aus vollem Herzen, denn Er hatte unser Rufen gehört, Er allein hatte, das mußten wir alle bekennen, uns errettet aus Todesnöten. —

„Für mich aber ist in jener dunkeln Nacht ein heller, lichter Morgen angebrochen, der leuchten wird bis zur Mittagshöhe und durch Gottes Gnade mich führen wird zu ewiger Herrlichkeit, zu Jesu, meinem Herrn.“

16.

Eine merkwürdige Zeitungsannonce.

In einer der ersten Zeitungen Londons erschien vor mehreren Jahren folgendes auffallende Inserat: „Gesucht für einen Vertrauensposten ein junger Mann von etwa dreißig Jahren und von guter Erziehung, dessen Hauptempfehlung die ist, daß er ein wahrer und treuer Christ ist. Gehalt 400 Pfund Sterling. — Offerten erbeten u. s. w.“

Tausende meldeten sich zu dieser so einfachen und zugleich so ungemein hoch besoldeten Stelle, und unter diesen waren Hunderte, welche nicht einmal verstanden, was der Ausdruck „ein wahrer und treuer Christ“ sagen will.

Unter letzteren war auch ein junger Mann, der einen sehr guten Eindruck machte, eine gute Erziehung genossen hatte, vortreffliche Empfehlungen und alle nur erwünschten Fähigkeiten besaß. „Ich bin jedoch kein wahrer Christ,“ bekannte er dem Herrn, dem er sich vorstellen mußte, „aber ich will gerne einer werden, wenn es für die Stelle durchaus erforderlich ist.“ Er sagte dies in vollkommenem Ernst, ohne auch nur im geringsten zu ahnen, wie ungereimt ein solcher Vorschlag war, und welcher Widerspruch in demselben lag.

„Warum aber sind Sie noch kein wahrer Christ?“ war die einfache Gegenfrage. „Es ist mir noch nie in den Sinn gekommen, einer zu werden,“ erwiderte der junge Mann offen. „Als mein Bruder und ich Ihr sonderbares Inserat lasen — verzeihen Sie, daß ich es so nenne — so dachten wir, daß es für mich, falls ich mich im übrigen für die Stelle eignen würde, ein leichtes wäre, ein wahrer Christ zu werden, da ich religiösen Dingen durchaus nicht abgeneigt bin.“

„Sagen Sie mir, was verstehen Sie denn unter dem Ausdruck ‚wahrer Christ,‘“ fragte nun erstaunt, aber doch freundlich der Herr, der sich für den jungen Mann interessierte. Dieser besann sich einen Augenblick, dann erwiderte er: „Ich glaube, die Wörterbücher bezeichnen jemand als einen Christen, der Christo nachfolgt, welcher ‚der Heiland‘ und ‚der Gesalbte‘ heißt.“ „Es ist merkwürdig, daß Sie so viel davon wissen und doch kein Verlangen haben, mehr darüber zu erfahren!“ sagte Herr L. „Ich will Ihnen jedoch durchaus nicht Vorschriften machen oder ein Examen mit Ihnen anstellen, muß Ihnen aber leider sagen, daß ich Sie, obwohl Sie sonst in jeder Hinsicht passen würden, doch aus dem einfachen Grunde, weil Sie kein wahrer Christ sind, nicht engagieren kann.“

Der junge Mann dachte an seine kranke Mutter und leidende Schwester in dem schönen Städtchen B., deren Lage er und sein Bruder so gern durch eine gute Lebensstellung verbessert hätten. „Das ist hart für mich,“ sagte

er bewegt; „ich würde gern sofort ein Christ werden, wenn Sie mir erlauben würden, und wäre es zunächst auch nur versuchsweise, in die betreffende Stelle einzutreten.“

„Der Posten erfordert die Erfahrung eines Christen, mein lieber Herr,“ sagte Herr L., „und noch eben war ein junger Mann bei mir, der diese Erfahrung besitzt und den ich, obwohl er Ihnen sonst nicht gleich steht, einen Versuch machen lassen muß; indessen hoffe ich, Sie wieder zu sehen.“

„Ist also keine Aussicht für mich?“ erwiderte der junge Mann. „O gewiß, aber nicht ohne diese Erfahrung,“ war die Antwort des Herrn L., welcher noch freundlich hinzufügte: „Besuchen Sie mich bald wieder, es würde mir sehr lieb sein, Sie wieder zu sehen. Wollen Sie vielleicht dieses lesen?“ Damit überreichte er ihm ein Exemplar des berühmten Buches Bunyans „Pilgerreise“.

Zwei Tage darauf fanden die beiden Brüder in den Zeitungen eine neue Annonce. Ein junger Mann wurde auf kurze Zeit von einem Herrn gesucht, um diesem bei seinen Arbeiten vorzulesen und Notizen zu machen. Das angebotene Honorar war zwar nur gering, aber der junge Mann sagte sich: „Das wäre doch vorläufig besser als nichts.“ „Jawohl,“ sagte Edward, sein Bruder, „und damit kannst du Herrn L., der dich noch einmal hat sehen wollen, laufen lassen.“

Es hatten sich etwa 2—300 Bewerber zu der Stelle gemeldet, und doch war Johannes, wie wir unseren Freund nennen wollen, derjenige, der angenommen wurde. Sein neuer Brotherr war ein junger Mann — ein Student, der sich auf seine Examina vorbereitete, aber am grauen Staar litt; er war des Augenlichts beraubt und sah einer Operation entgegen. In der Zwischenzeit und auch noch nach der Operation brauchte er daher jemanden, der ihm vorlas und für ihn schrieb — und zwar sollte ihm der Betreffende vorzugsweise aus dem griechischen Neuen Testamente vorlesen.

Es waren dies angenehme Stunden für Johannes,

da Herr S. ein geistvoller junger Mann war von tiefem Gemüt. Es kam ihm daher der Gedanke, ob dieser wohl ein wahrer Christ sein möchte. Bald sollte er es erfahren.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Ihnen eine Frage vorlege,“ sagte Herr S. eines Morgens. „Sie lesen das herrliche Evangelium so, als wenn Sie an Ihrem Herzen erfahren hätten, was in Gottes Wort geschrieben steht: ‚Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben.‘ Ist das wirklich der Fall?“

„Wenn Sie mich damit fragen wollen, ob ich ein Christ sei, so muß ich dies leider verneinen, wiewohl ich kein Feind von religiösen Dingen bin.“

Diese Antwort berührte Herrn S. augenscheinlich schmerzlich, er schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Der Spruch (Matth. 24, 44), den Sie soeben gelesen haben, betrifft Sie dann in ganz besonderer Weise. Ich bin ein Christ und bereite mich zum Dienst am Worte Gottes vor, daher spreche ich offen zu Ihnen, jedoch bin ich nicht imstande, dies so unmittelbar und mit solcher Autorität zu tun, wie der Herr Jesus selbst.“

Johannes konnte sich dem Eindruck dieser Worte nicht verschließen; die Offenheit, die sich in ihnen aussprach, gefiel ihm, wiewohl er die Quelle, denen sie entsprang, nicht kannte. Er erzählte, wie er sich neulich infolge einer Zeitungsannonce mit der Frage, Christ zu werden, beschäftigt habe.

„Wie würden Sie denn ein Christ geworden sein?“ fragte ihn Herr S. gespannt. „Was meinen Sie wohl, was dazu gehört?“

„Ich wäre regelmäßig zur Kirche gegangen und hätte versucht, alle ihre Vorschriften treu zu beobachten.“ „Aber meinen Sie,“ sagte Herr S., „damit sei's genug gewesen? — In diesem Falle irren Sie sehr. Gottes Wort lehrt uns, daß der Herr zu dem Menschen sagt: ‚Gib Mir dein Herz!‘ — Er verlangt nicht etwa eine äußere Beobachtung gewisser Regeln, sondern die Erneuerung und Hingabe des Herzens. Christus will Sie selbst besitzen

und regieren. Dann erst sind Sie Christ. Das Christentum ist eine persönliche Sache zwischen Ihrer Seele, die errettet werden muß, und Christo, dem Sohne Gottes, welcher der alleinige Retter ist. Der Sünder wird durch Ihn für Zeit und Ewigkeit zu Gott gebracht, um Ihm nun alle Tage seines Lebens zu dienen in wahrhaftiger Gerechtigkeit und Heiligkeit.“

„Dann kann ich nie ein Christ werden, und wir wollen daher, wenn ich bitten darf, von diesem Gegenstand ein für allemal schweigen,“ entgegnete Johannes mit Bewunderung und Betrübniß.

Er setzte seine Beschäftigung bei Herrn G. fort, bis die Zeit, für die er angenommen worden, zu Ende war. Jedoch als er auch schon wieder zu Hause war, verfolgte ihn ein Wort beim Lesen, bei der Arbeit, in seinen Gedanken, ja sogar in seinen Träumen; es war dies das Wort aus Christi Mund: „Deshalb auch ihr, seid bereit; denn in der Stunde, in welcher ihr es nicht meinet, kommt der Sohn des Menschen.“ (Matth. 24, 44.)

Um den stets ihn verfolgenden Gedanken und seiner Unruhe des Herzens aus dem Wege zu gehen, begleitete er seinen Bruder eines Nachmittags auf einem Spaziergang. Da plötzlich überraschte sie ein heftiger Hagelschauer, der von einem starken Gewitter begleitet war. Ein besonders lebhafter Blitzstrahl erfolgte, Johannes wandte sich zu seinem Bruder und sah, daß dieser getroffen war und die Kleider desselben brannten — und ach! er hielt den Leichnam seines Bruders im Arm. Zugleich kam ihm aber, mit derselben Geschwindigkeit wie der Blitz, seine ganze Vergangenheit vor die Seele, und die Zukunft stand wie ein einziger großer Schrecken vor seinen Augen.

* * *

Ungefähr ein Jahr darauf erschien jene merkwürdige Annonce wiederum in der Zeitung, und wieder wurde Johannes auf sie aufmerksam. Er war soeben von einer Reise zurückgekehrt, die er mit dem fränklichen Sohne einer

wohlbekannten christlichen Dame ins Ausland unternommen hatte.

Er zeigte ihr dieselbe und fragte sodann: „Meinen Sie, ich habe nun Erfahrung genug, um mich jetzt mit Erfolg um die Stelle bewerben zu können? Ich bin ja noch am lernen.“

„Dabei werden Sie immer bleiben,“ sagte die Dame, „das tun alle Kinder Gottes. Ich rate Ihnen, sich um die Stelle zu bewerben und will Ihnen einen Empfehlungsbrief mitgeben.“

Unser Freund erhielt diesmal die Stelle sofort mit Freuden. „Es würde mir,“ sagte Herr L., „sehr lieb sein, Ihre Betehrungsgeschichte zu hören.“

„Sie ist nur kurz,“ lautete die Antwort. „Die Worte: ‚Deshalb auch ihr, seid bereit!‘ beunruhigten mich aufs äußerste und zwar ohne Unterlaß Tag und Nacht, so daß ich breits glaubte, ich würde meinen Verstand verlieren. Auf einem Spaziergang, den ich in dieser großen Unruhe unternahm, wurde mein Bruder neben mir vom Blitz erschlagen. Für meine kranke Mutter war dieser Schlag zu viel, sie starb zwei Tage darauf. Ich verfiel selbst in eine heftige Krankheit, worauf meine Schwester zu meiner Pflege kam. Die Worte, die ich im Fieberwahn sprach, machten sie auf die Bibel aufmerksam, und darin fand sie Den, nach dem ihre Seele jahrelang verlangt hatte, ohne sich dessen bewußt zu werden — Jesum Christum, den Heiland. Sobald ich auf dem Wege der Besserung war, betete sie mit mir und für mich, las mir vor, erklärte mir, was mir noch dunkel erschien, und tröstete mich, bis sie selbst vom Fieber ergriffen wurde und ich davor stand, auch sie zu verlieren. Ich war schon so ziemlich hergestellt, da erklärte mir der Doktor eines Tages, daß bei ihr die Stunden gezählt seien und nur noch ein Wunder sie retten könne. Da, in dieser schwersten Stunde meines Lebens, da mir eröffnet wurde, daß ich meine teure Schwester, die mir mehr geworden war als alles auf Erden, verlieren sollte, rief ich von ganzem

Herzen zum Herrn um Licht und Trost für Zeit und Ewigkeit. Und da kam es mir zum vollen Bewußtsein, daß ich ein Christ war, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, auch mir zu gut Sein Leben hingegeben habe als Lösegeld und Schuldopfer und ich auf ewig von Ihm gerettet und für Gott erlöst worden sei. Und zugleich durchzuckte mich der Gedanke, Elsa würde wieder hergestellt werden und Gott würde sie mir vom Rande des Grabes auf meine Bitte hin schenken; und Er hat es wirklich getan. Einen ganzen Nachmittag rang ich im Gebet vor Ihm. Es war mir, als könnte ich Seine Stimme vernehmen, so nahe war Er. Meine Schwester erfreut sich jetzt einer vollkommeneu Gesundheit, und wenn wir auch Mutter und Bruder verloren haben, so sind wir doch jetzt glücklicher, als wir es je zuvor waren, da wir wissen, daß wir vom Tode zum Leben hinübergegangen sind, um Gott nun zu dienen und das Kommen des Sohnes Gottes vom Himmel zu erwarten. Ja, Christus Jesus, der gekommen ist, um zu suchen und zu retten, was verloren ist, hat uns erlöst und für Sein Kommen und himmlisches Reich bereit gemacht. Gott sei ewig Dank und Preis, wir sind bereit.“

17.

Ein junger Mediziner.

Vor mehr als zehn Jahren studierte in Zürich ein Sohn gläubiger Eltern Medizin. Er war sehr begabt und von eisernem Fleiße; kein Wunder darum, daß er bald der Liebling seiner Lehrer wurde, die seine raschen Fortschritte in Verwunderung setzten. Er mied sowohl die Gelage, wie alle ausschweifenden Vergnügungen seiner Studiengenossen, da er an diesen Dingen keinen Gefallen fand; aber ach — in einer und zwar der allerwichtigsten Sache stand er mit seinen Kameraden auf dem gleichen Boden: sein Herz war

wie das ihre, völlig Gott entfremdet. Wohl mochte manches Gebet für ihn seitens seiner Eltern zum Herrn emporgestiegen, manchesmal er auf den Herrn hingewiesen und zur Umkehr zu Ihm ermahnt worden sein, doch noch war nicht die geringste Frucht solcher Gebete und Mahnungen zu sehen. Gottes Wort zu hören oder zu lesen, dafür hatte er weder Zeit noch Bedürfnis. Sein Streben war nur darauf gerichtet, der Welt zu dienen, obwohl er dies freilich auf edlere Weise tun wollte als die anderen. Er hatte ein hohes Ziel vor Augen, welches er mit Anstrengung und Eifer verfolgte, und wobei er weder Mühen noch Nachtwachen scheute: er wollte ein tüchtiger, kenntnisreicher Arzt werden, der einst imstande wäre, der Menschheit zu dienen und dann auf Liebe und Anerkennung seitens derselben zu hoffen hätte. Er bestand auch sein Examen mit Auszeichnung und fand bald Stellung als Assistenzarzt bei einem seiner Professoren. In kurzer Zeit hatte er sich die Liebe desselben und das Zutrauen seiner Patienten in hohem Grade erworben.

Da geschah es an einem schönen, klaren Wintertag, daß er, was selten genug vorkam, über einige freie Stunden verfügen konnte, die er zum Schlittschuhlaufen zu benutzen beschloß. Kurze Zeit hatte er sich diesem seinem Lieblingsvergnügen auf dem spiegelglatten See hingegeben, als ein gellender Hülfseruf an sein Ohr drang. Ein Knabe hatte sich zu weit hinausgewagt und war an einer schwachen Stelle eingebrochen. Im Nu war unser Freund hingeeilt und hatte den Ertrinkenden mit eigener Lebensgefahr gerettet. Zwar war er dabei bis auf die Haut durchnäßt worden, doch dachte er nicht eher an sich selbst, bis er seinen Schützling geborgen wußte.

Indessen sollte dieses Ereignis für ihn verhängnisvoll werden. Er hatte sich eine ernste Erkältung zugezogen, die sich anfangs nur in einem leichten Hüfteln äußerte, in kurzer Zeit aber zu ausgesprochener Schwindsucht weiter entwickelte. Bald machten Fieber und Mattigkeit der rastlosen Arbeit des jungen Arztes ein Ende und fesselten ihn

an das Krankenbett. Sein Vorgesetzter war über diese Wendung sehr betrübt und nahm ihn in sein eigenes Haus, um ihm die beste Pflege zuteil werden zu lassen. Nichts blieb unversucht, das junge Leben zu retten, aber alles umsonst; es ging mit raschen Schritten dem Grabe zu. Der Kranke konnte sich keiner Täuschung hingeben; er als Mann der Wissenschaft kannte nur zu gut die Symptome der tödlichen Krankheit. Seine Stimmung war oft eine sehr trübe, und wie hätte es auch anders sein können? Alles, was ihm die Welt entgegenbrachte, ihre Ehre und ihr Wissen, war für ihn verloren und völlig wertlos. Die „unsichtbaren Dinge“, die ihn hätten erquicken können, ach, er kannte sie nicht, er hatte sie nie begehrt. O, wie elend fühlte er sich, zumal sein Gewissen aufzuwachen begann!

Eines Tages saßen die Gattin seines Vorgesetzten und zwei seiner treuesten Freunde an seinem Bett und bemühten sich, ihm kleine Liebesdienste zu erweisen. Da plötzlich ergriff es den Kranken wie ein heftiger Schüttelfrost und jammernd rief er aus: „Mich schaudert!“ „Frieren Sie, Herr Doktor?“ fragte teilnehmend die Frau Professor. „Ich will Ihnen schnell eine Tasse Thee bereiten.“ „Nein,“ antwortete der Gefragte, „ich friere nicht.“ Aber nach wenig Augenblicken rief er wieder wie das erste Mal mit angsterfüllter Miene: „Mich schaudert!“ — „Sehen Sie,“ sagte seine bekümmerte Pflegerin, „Sie frieren doch! Ich hole eine Wärmeflasche.“ Wieder aber versicherte der Leidende, daß ihm nicht kalt wäre. Da wiederholte er nochmals und zwar noch durchdringender als zuvor den Ruf, so daß Schrecken die Umstehenden erfaßte: „Mich schaudert!“

Jetzt ergriff die Frau Professor eine Ahnung, daß eine tiefere Ursache des Schauderns bei dem Kranken vorhanden sein möchte, und sie fragte ihn voll Besorgnis: „Aber, lieber Herr Doktor, vor was schaudert Sie denn?“ „Vor dem Tode und dem, was nach dem Tode kommt,“ lautete die Antwort des jungen Mannes, dem die Ewigkeit und die Schrecken des Gerichtes Gottes vor

der Seele standen. Die arme Frau kannte den Herrn Jesum nur dem Namen nach und war daher in großer Verlegenheit, wie sie dem Kranken Trost anbieten sollte, da sie wohl fühlte, daß menschlicher Trost hier unzulänglich sei. Gott aber in Seinem Erbarmen gab es ihr ins Herz, daß sie nach dem Neuen Testamente griff, es an irgend einer Stelle aufschlug und dem Beängstigten daraus vorzulesen begann. Und wunderbar, kaum hatte sie begonnen, aus diesem Buche Gottes vorzulesen, das uns den Herrn Jesum in Seiner Liebe und Seiner Macht und Herrlichkeit, wie auch in Seinem Erbarmen gegen die Sünder und Sein für uns vollbrachtes, ewig vollgültiges Werk vor Augen stellt; das uns zeigt, wie Er die Verlorenen sucht und jedem Heilsverlangenden voll Gnade begegnet und ihm in Seiner Person Ruhe und Frieden bringt, da fand seine heilshungrige Seele Frieden mit Gott. Sie trank wie dürstendes, geborstenes Land von dem Wasser des Lebens, das reichlich ihm aus Christo, dem geschlagenen Felsen, entgegenfloß und ihm umsonst dargeboten wurde.

Nachdem die Frau Professor eine Zeitlang gelesen hatte und zu ihrer Freude bemerkte, daß der Kranke ruhig geworden war, wollte sie das Buch wieder schließen, doch der junge Mann bat: „Bitte, weiter lesen!“ Auch dies geschah; wiederum wollte die Dame das Buch schließen und wieder bat er: „Ach, bitte, mehr lesen.“ Voll Staunen gewahrten die Anwesenden, wie mit dem teuren Jüngling eine wunderbare Veränderung vorging. Eben noch waren seine Mienen voll Angst und Entsetzen gewesen, jetzt aber war aller Schrecken verschwunden, und Frieden und Glück strahlten aus seinen Blicken.

Aber noch mehr. Seine Lippen öffneten sich, und statt Ausrufe voll Furcht und Angst vernahmen jetzt die Freunde des Kranken, wie er den Herrn pries, der ihm alle seine vielen und großen Sünden vergeben habe. Er bekannte, daß er sich Seiner während seines Lebens geschämt und Ihn verachtet habe, daß er aber nun wisse, daß das Blut, das am Kreuze auf Golgatha geflossen, alles, alles

für ihn gut gemacht habe. Hieran knüpfte er die dringende Mahnung, seine Freunde möchten doch ihn zum warnenden Beispiel nehmen und ihre Buße nicht auf das Sterbebett verschieben. — Möchte dieses Zeugnis seine Wirkung an ihren Herzen nicht verfehlt haben!

Nur noch wenige Stunden waren dem Sterbenden beschieden, dessen Seele nun so glücklich in seinem Heilande geworden war. Er benutzte die kurze Zeit, um noch von Dem zu zeugen, der sich in solch wunderbarer Weise seiner angenommen hatte. Bald ging er heim in Frieden, um bei Jesu zu sein und Ihn ewig zu preisen, der ihn erlöst und aus der Finsternis zu Gott gebracht hatte.

Teurer Leser, Hunderte mögen geseufzt und bei dem Tode des jungen Arztes, der zu solch großen Hoffnungen berechtigte, gesagt haben: „Wie schade; und welch ein hartes Schicksal, das den jungen Mann so schnell aus dem schönen Leben riß!“ —

Aber was ist irdischer Glanz und Ruhm und alles zeitliche Wohlergehen im Vergleich zum Heil der unsterblichen Seele? — Nicht ein blindes, grausames Geschick, nein, Gott, der die Liebe ist und den Tod des Sünders nicht will, hatte den jungen Mann erleuchtet und abgerufen, ehe sein Herz durch den Betrug der Welt und Sünde völlig verhärtet war. Wieviel besser war es für ihn, zum Herrn zu gehen, als hier eine Reihe von Jahren geehrt zu werden und dann, falls er nicht errettet worden, ewig verloren zu gehen.

18.

„Wunderbar.“

Unser Herr heißt „Wunderbar“, und wunderbar sind auch die Wege, auf welchen Er die Menschenkinder zu sich zieht. Wer wüßte hiervon nicht genug zu erzählen, der

selbst schon zum Herrn gezogen worden, und den Er dann so nach und nach mit allerlei Leuten zusammengeführt hat, die auch im Glauben an Ihn den höchsten Schatz ihres Lebens gefunden haben.

So will ich euch denn hier erzählen von zwei Jugendgefährten, deren spätere Lebensschicksale gar verschieden von einander verlaufen, die aber beide zu demselben Ziele gelangt sind: zur Gotteskindschaft im lebendigen Glauben an Jesum Christum.

In dem Leben des einen von ihnen hat die Bibel sich wieder einmal in ganz besonderer Weise als das erwiesen, was sie ist: als das lebendige Wort Gottes, das da den Toten lebendig macht und frei macht die Gefangenen auch mitten im Kerker.

Sie haben beide in Rußland gelebt. Der eine von ihnen, ein Deutscher, doch russischer Untertan, ein treuer Diener seines Kaisers und des großen Reiches, dem er angehörte, ist mein Vater gewesen. Der andere war ein Russe von Geburt mit Namen Watinkow. Beide waren vorzüglich begabt, mit glühender Begeisterung für alles Wahre, Edle und Große erfüllt und mit einem ganzen Kreise gleichgesinnter, meist ausgezeichnete junger Leute, die man die Blüte des damaligen Rußlands nennen könnte, freundschaftlich verbunden.

Es war in den letzten Lebensjahren des Kaisers Alexander I.; die Geister waren in einer wunderbaren Gärung und Bewegung; doch fehlte es an einer klaren und festen Idee, die sie in fruchtbarer Weise geleitet hätte, und da konnte es nicht anders sein, als daß selbst von Haus aus edle und wohlgesinnte junge Leute auf allerlei Abwege gerieten und, namentlich in dem berechtigten Streben nach größerer politischer Freiheit, sich mehr und mehr auf die gefährliche Bahn geheimer Verbindungen, ja endlich zur Verschwörung drängen ließen.

Innerhalb jenes weiteren Kreises gebildeter und strebsamer junger Leute, zu dem auch die zwei Freunde zählten, hatte sich eine geheime Verbindung organisiert, welche da-

nach trachtete, die tüchtigsten und ausgezeichnetsten zu sich heranzuziehen und womöglich in den Bund mit aufzunehmen. So machten sie einen Versuch, meinen Vater in eine ihrer engeren Versammlungen einzuführen. Ganz ahnungslos über die wahre Bedeutung dieser Abendgesellschaft fiel ihm doch eine gewisse Geheimtuerei und Vorsicht dabei unangenehm auf, und in seiner wahren und rückhaltlosen Weise äußerte er, mitten im Kreise, seine Mißbilligung über alles, was auch nur dem Scheine nach das helle Licht scheue. Die Verbündeten sahen ein, daß von dieser Seite nichts für sie zu erwarten stand; der Abend verlief in ganz gewöhnlicher Weise, — und erst Jahre nachher hat mein Vater erfahren, was jene Zusammenkunft bedeutet hatte, und welcher Gefahr er damals glücklich entgangen war. Alle übrigen Glieder dieses Theeabends haben theils mit dem Leben, theils mit harter Verbannung in Sibirien wenige Jahre später ihr frevelhaftes Unternehmen zu büßen gehabt. Bald darauf war ihm überdies ein weites Feld zur Entfaltung aller seiner Kräfte und Gaben eröffnet, indem er mit der Leitung einer wissenschaftlichen Expedition betraut wurde, die ihn zugleich auf viele tausend Meilen von der Hauptstadt entfernte.

Anderß erging es dem jungen Batinkow. Dieser blieb in Petersburg und im Verkehr mit jenen jungen Leuten, die ihn mehr und mehr in ihre Kreise zogen. Zwar hatte er sich dem geheimen Verschwörungskomitee nicht angeschlossen und ahnte wohl kaum die Existenz eines solchen; aber er verkehrte viel mit Mitgliedern desselben, und das war genügend, als nun beim Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus I. die sogenannte Dezemberverschwörung entdeckt und auf das Strengste, ja Grausamste bestraft wurde, um einen jeden, der zu den Verschworenen in irgend welcher Beziehung gestanden, in jahrelange Haft oder Verbannung zu bringen.

Dies harte Schicksal ereilte, wie zahllose andere Opfer, so auch den armen Batinkow. Bei Nacht wurde er von der Polizei in seiner Wohnung ergriffen und ins Gefängnis

geschleppt. Noch hatte er die Hoffnung, daß seine Unschuld an den Tag kommen und er wieder befreit werden würde. Aber er täuschte sich. Er wurde zu lebenslänglicher Kasemattenhaft verurteilt, ohne daß seine Freunde und Angehörigen seit jener Nacht wieder etwas von ihm erfahren hätten, — er war spurlos verschwunden, wie so viele andere in jenen Schreckenstagen.

Als mein Vater bald darauf von seiner glücklich beendigten Expedition heimkehrte, gesund und frei, von Anerkennung und Auszeichnungen umgeben, da forschte und fragte er vergebens nach so manchem seiner früheren Gefährten. Von einigen wurde ihm das schreckliche Schicksal genannt, aber von anderen wußte man nichts. Unter diese gehörte Batinkow. Eine schmerzliche Enttäuschung nach der so lange ersehnten Freude des Wiedersehens! Es war, als habe ein vernichtender Orkan über Nacht die lebenskräftigen Bäume geknickt und die jungen Saaten zerstört.

Vierunddreißig Jahre waren vergangen. Meines Vaters Jugendträume waren in mehr als einem Punkte glänzender in Erfüllung gegangen, als er sie je geträumt. Ihm war in seltenem Maße ein taten- und erfolgreiches Leben beschieden gewesen, — ein reiches Glück in der Ehe und Familie war ihm beschert, ersteres ihm auch wieder genommen worden; viele Kämpfe und Leiden, doch auch Siege und Erfolge hatte er erlebt, und ohne daß er danach gesucht und gestrebt, waren ihm Ehrenbeweise in der eigenen Heimat und vom Auslande her als Zeichen der Anerkennung für seine Leistungen zugefallen. Jetzt verwaltete er eines der höchsten und verantwortungsvollsten Staatsämter und genoß die Achtung und Anerkennung von Freund und Feind. Wer in das markige, gedankenvolle Antlitz des Greises blickte, der mußte es spüren, wie durch den tiefen Ernst seines ganzen Wesens ein gewisser stiller, hehrer Friede durchschimmerte, und er konnte nicht lange darüber im Zweifel sein, daß das nicht der Ausdruck befriedigten Ehrgeizes oder berechtigten Selbstgefühls am Schlusse einer rühmlich vollendeten Laufbahn war, — o nein, es war der

Wiederschein des Gnadenlichts, das ihm aufgegangen war in Christo Jesu, seinem Heiland! Es ist von ihm gesagt worden, daß er, wie wenige, vor der Welt ein Mann und vor Gott ein Kind gewesen sei, — und so stand er demütig auf der Höhe seiner irdischen Laufbahn, nur das Eine in seinem Leben rühmend und preisend, daß ihn Gott nicht früher hatte sterben lassen und ihn durch alle Gefahren und Schickungen seines wechselvollen Lebens hindurch bewahrt, bis er seinen Heiland gefunden hatte und sich rühmen konnte der Gnade und Vergebung seines Herrn.

So saß mein Vater eines Tages, im Winter 1859, in seine Arbeit vertieft, in seinem Studierzimmer, als ihm ein fremder Herr gemeldet wurde, der ihn dringend zu sehen wünsche, jedoch seinen Namen nicht nennen wolle. Mein Vater ließ ihn bitten, einzutreten und sah sich bald darauf einem älteren Manne gegenüber, der ihm vollständig fremd erschien, ihn aber ein paar Augenblicke mit einem seltsamen Ausdruck von Bewegung betrachtete und dann in die Worte ausbrach:

„Sie werden nichts mehr von mir wissen, Ferdinand Petrowitsch! Ich bin Batinkow!“

„Batinkow?“ — sagte mein Vater in zweifelndem Tone, — „aber wie, das ist ja nicht möglich? Derselbe Batinkow, den ich . . .“

„Ja, derselbe, den Sie vor bald 40 Jahren zuletzt gesehen, und wohl für tot gehalten haben!“ war die Antwort, — und tief ergriffen sanken sich die alten Freunde in die Arme.

„Aber, wie ist das alles möglich?“ forschte endlich mein Vater — „wo sind Sie denn all die langen Jahre so spurlos verschwunden gewesen? Wo haben Sie gelebt?“

Batinkow wies durch die hellen Spiegelfenster, aus denen man den herrlichsten Blick auf die majestätische Newa und die gegenüberliegenden Kathedrale und Festung Peter-Paul hatte — nach der Festung hinüber.

„Dort, Ferdinand Petrowitsch, Ihnen gegenüber habe ich gelebt, in einer der Kasematten, die unter dem Niveau

der Nema liegen, beinahe dreißig Jahre meines Lebens! Die Amnestie beim Regierungsantritt Kaiser Alexanders II. öffnete mir das Gefängnis; ich wurde in eine Stadt im Innern des Reiches verbannt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Aber die Freiheit war mir kein Geschenk mehr — ich zähle nicht mehr unter die Lebenden. Die Meinigen sind längst alle tot, von keinem Freunde wußte ich 'was. Jahrelang sprach ich mit keinem Menschen ein Wort. Man hielt mich für gestört, weil ich es mir in der Gefangenschaft angewöhnt hatte, laut zu denken; die Menschen gingen mir scheu aus dem Wege und ich ihnen. Vor einiger Zeit sah ich in ein Zeitungsblatt und erblickte Ihren Namen, als Minister genannt. Das traf eine Saite in meinem Innern, und zum erstenmal gewann ich wieder Interesse für irgend etwas in der Welt um mich her. Es war mir ein Leichtes, mich zu vergewissern, daß der hochgestellte Herr und mein alter Jugendfreund dieselbe Person seien; ich reichte eine Bittschrift ein mit dem Gesuch, eine Reise nach Petersburg machen zu dürfen, um einen Freund zu besuchen. Ich erhielt die Erlaubnis, und hier bin ich und danke Gott, daß Er mich diese Freude hat erleben lassen.“

„Es ist ein Wunder Gottes,“ fuhr Batinkow nach einer Pause fort, „daß Sie mich hier als gesunden und vernünftigen Menschen vor sich sehen; die drei ersten Jahre in meinem Kerker habe ich mit der Verzweiflung und dem Wahnsinn gerungen, — aber, Gott sei gedankt, ich habe gesiegt.“

„Und was gab Ihnen Kraft dazu? Was verhalf Ihnen zum Sieg in solchem Kampf?“ fragte mein Vater voll Spannung; denn er wußte, daß sein Freund, wie auch er selbst in seiner Jugend, nur auf die eigene Kraft sich gestützt hatte. „Was verhalf Ihnen zum Sieg in Ihrem Kerker?“

„Die Bibel,“ war die Antwort.

„Hatten Sie denn eine Bibel bei sich? Ich dächte, Sie haben in jener Zeit wenig von ihr gewußt.“

„Da haben Sie recht,“ sagte Batinkow, „auch hatte

ich keine bei mir, als ich bei Nacht aus meiner Wohnung ins Gefängnis abgeführt wurde. Als ich dort unten in die feuchte, dunkle Kasematte geworfen wurde und am folgenden Tage der Gefangenwärter mit meiner kärglichen Nahrung erschien, bat ich ihn, mir einige Bücher zu bringen. Er schüttelte verneinend den Kopf. Auf alle meine Bitten und Fragen erhielt ich keine Silbe der Antwort. Schließlich sagte er mir nur das Eine, daß es ihm aufs strengste verboten sei, mit einem der hier sitzenden Gefangenen auch nur das gleichgültigste Wort zu wechseln, — daher solle ich es in Zukunft gar nicht versuchen, ihm ein Wort zu entlocken. Und er und seine Nachfolger haben diese unmenschliche Verordnung gewissenhaft befolgt! Da bin ich, in dieser absoluten Abgeschlossenheit und Hoffnungslosigkeit, vor Verzweiflung an den Rand des Wahnsinns getrieben worden, bis ich eines Tages in meiner dunklen Zelle, im entlegensten Winkel, ein paar Bücher entdeckte, die wohl ein früherer unglücklicher Bewohner derselben dort zurückgelassen hatte. Es war eine deutsche Bibel, ein altes deutsches Predigtbuch und ein deutscher Kalender. Nun war ich dieser Sprache nicht mächtig, ich kannte die Buchstaben kaum, geschweige den Sinn der Worte. Aber durch einen sogenannten Zufall war mir ein russischer Kalender in meiner Rocktasche geblieben, als ich in die Zelle eingeschlossen wurde, und dieser ward mir nun durch Vergleichung mit dem deutschen Kalender der Schlüssel zur fremden Sprache und damit zur Bibel. — Als ich die Bücher entdeckt hatte, machte ich mich ans Studieren, anfangs nur um die Zeit hinzubringen. Lange dauerte es, bis ich anfing, einige Sätze zu verstehen; aber ich hatte ja Zeit! Sobald ich verstehen konnte, was ich las, machte ich mich an das Lesen der Bibel und auch der Predigten. Aber drei lange schwere Jahre hat es gedauert, wo ich die Bibel zwar las, sie aber meiner Seele noch kein Trost und kein Halt, noch kein Licht in meiner Nacht war. Ja, das waren entsetzliche Jahre! Aber dann — endlich, endlich — ging mir das Licht auf in der Finsternis; da ward

mein Kerker helle, und immer strahlender ist mir die Gnadensonne aufgegangen, so daß ich die späteren Jahre ein glücklicher Mensch gewesen bin in meinem Gefängnis. Als man mich dann herausführte, war mir's keine Freude mehr; ich konnte mich in der fremden Welt nicht mehr zurechtfinden. Aber meinen Schatz, die alte Bibel, nahm ich mit mir, und der, den ich durch sie gefunden, mein Heiland und Erlöser, blieb ja bei mir draußen in der fremden Welt wie drinnen im Kerker.“ —

„Wenn ich auf mein Leben zurückblicke,“ sagte Batinkow, „so darf ich nicht murren und sagen, es sei ein verfehltes; denn Gott hat mich ja das Eine finden lassen, was not tut, und Er wird wohl gewußt haben, daß ich so dunkler Wege bedurfte, um zu Ihm zu kommen. Ihnen hat Gott ein glücklicheres Los beschieden,“ setzte er freundlich hinzu, „und Ihnen ist es vergönnt, auf ein Leben voll Tatkraft und Arbeit zurückzublicken, das auch unter den Menschen seine Spuren zurückgelassen hat; das ist ein großes Geschenk und muß ein köstliches Gefühl sein.“

„Ich habe für viel, unendlich viel dem Herrn zu danken,“ erwiderte mein Vater; „aber auch ich rühme als den köstlichsten Gewinn meines vielbewegten Lebens dasselbe, was Sie als köstliche Perle in finsterner Kerker Nacht gefunden haben. Dies,“ sagte er, auf die Bibel weisend, die auf einem Tische lag, „ist auch mein köstlichster Schatz im Leben geworden und wird auch mein Trost bleiben.“

So hatten sich die Jugendfreunde wiedergefunden; Gott hatte beide auf verschiedenen Wegen zu Seinem Sohne gezogen.

Nur noch wenige Jahre hatte Batinkow zu warten, da konnte es auch von ihm heißen: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden; dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein.“ Mehrere Jahre später vernahm auch mein alter Vater den sehnlich erwarteten Ruf seines Herrn. Sehnlich hatte er ausgeschaut nach seinem Herrn und in ungebrochener Geisteskraft durfte er vom

Glauben zum Schauen gehen, hin zu seinem Erlöser und Herrn. Da werden die einstigen Jugendgenossen mit neuen Zungen eingestimmt haben in den Lobgesang aller Erlösten: „Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.“

Nun, mein lieber Leser, auf welchem Wege hat dich Gott zu Seinem Sohne gezogen? Oder stehst du gar noch draußen? —

19.

Des „Momiers“ Botschaft.

Es war um die Mittagszeit eines schönen Sommertages, als zu Genf vor ungefähr 70 Jahren die hellen Strahlen der Sonne durch die Fenster des Gerichtsgebäudes schienen und hier eine feierliche Szene beleuchteten. In vollen Strahlen fiel das Licht auf die finsternen Mienen einer im Gerichtssaale zusammengedrängten Menge und auf das blasser hagere Antlitz des vor den Schranken stehenden, zitternden Angeklagten. Derselbe hatte sich über das schreckliche Verbrechen eines blutigen Mordes zu verantworten. Das Urteil war soeben von den Geschworenen gefällt worden, und der Richter stand im Begriff, dasselbe zu verkünden; es verurteilte den Verbrecher zum Tode. Als der Richter das ernste Strafurteil verkündigt hatte, herrschte noch einen Augenblick feierliche Todesstille im Saale, aber nur einen Augenblick, dann folgte ein verzweifelter Schrei; der Verurteilte rief laut: „Gnade! Gnade!“ Ach! hier war nicht der Ort, wo Gnade zu finden war. Nach Gerechtigkeit allein konnte von seiten des Gerichtshofes gehandelt werden, und dieser hatte sein Urteil bereits gefällt.

Unter der versammelten Zuschauermenge befand sich diesmal ein Glied jener kleinen Gemeinde von gläubigen

Christen, die im Volksmunde unter dem Namen „Momiens“ bekannt war. Derselbe fühlte herzliches Mitleid mit dem verurteilten Manne und überlegte daher, auf welche Weise er diesem Armen die wahre Gnade verkünden könne. War unser „Momiens“ auch nie ein Mörder oder Verbrecher gewesen, so hatte doch auch er Gnade nötig gehabt, Gnade, um nicht ewig verloren zu gehen. Er hatte sich in Gottes Licht trotz seines vor der Welt ehrbaren Lebens als Sünder erkannt. Und da vor Gott „kein Unterschied“ ist, „alle untauglich geworden sind“, da hatte er zu Gott um Gnade gerufen und auch Gnade, Vergebung und Frieden durch Jesu Blut gefunden. Nun brannte sein Herz voll Liebe zu allen Mitmenschen, die gleich ihm alle der Gnade bedurften, und er wußte, daß Jesus Christus von jeder Schuld durch Sein kostbares Blut reinigen kann und auch reinigt, wenn sie Ihm bußfertig und vertrauensvoll bekannt wird.

Jeden Tag begab sich der gute Mann nach dem Gefängnis, wo der Verurteilte auf vier Wochen bis zu seiner Hinrichtung in einer unterirdischen Zelle verwahrt wurde, wanderte rund um die düsteren Mauern, ohne ein Mittel zu finden, sein wohlwollendes Vorhaben ausführen zu können. Von seiten des Gefangenwärters wurde ihm gesagt, daß es nutzlos sei, an höherer Stelle um Erlaubnis nachzusuchen, den zum Tode Verurteilten besuchen zu dürfen. Nicht im geringsten durch die Schwierigkeiten entmutigt, erforschte nun unser Freund, in welchem Teile des Gefängnisses der Mörder untergebracht sei und entdeckte an dessen Zelle, nahe dem Erdboden, eine einzige, kleine, vergitterte Oeffnung, durch die dem Verbrecher Licht und frische Luft zugin. Hier fand der ernste Bote Gottes die heiß ersehnte Gelegenheit, dem Verbrecher seine himmlische Gnadenbotschaft zu überbringen. Er ließ sich hier platt auf die Erde in der Nähe des Gitters nieder und fing an, mit lauter Stimme das dritte und vierte Kapitel des Römerbriefes vorzulesen. Er las ohne Unterbrechung und ungestört bis zum fünften Verse des vierten Kapitels:

„Dem aber, der nicht mit Werken umgeht, sondern an Den glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet,“ als eine dumpfe und heifere Stimme aus der Tiefe des Walls hervordrang: „Sage diese Worte noch einmal!“ Der Mönch las dieselben nochmals langsam und mit Nachdruck. Als aber kein weiterer Laut die herrschende Stille unterbrach, ging er heim mit einem Schimmer von Hoffnung in seinem Herzen, daß sein Gang heute nicht vergeblich gewesen. Stand nicht in dem Buche Gottes, daraus er dem Gefangenen vorgelesen: „Der Eingang Deines Wortes erleuchtet“, und ferner: „Mein Wort soll nicht leer zu Mir zurückkommen“?

Immer wieder kehrte der Mönch auf seinen Posten zurück, bis man endlich auf sein Lesen aufmerksam wurde. Man führte ihn vor den Direktor des Gefängnisses. Von demselben wegen seines Tuns befragt, erwiderte er: „Ich wünsche dem Gefangenen zu sagen, wo die Gnade, um die er nach seiner Verurteilung geschrien hat, zu finden ist.“ „Und wo ist sie zu finden?“ fragte der Vorsteher lächelnd. „In Jesu,“ antwortete der Mönch einfach und treuherzig; „denn Gott hat also die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ „Wenn Sie dem Gefangenen etwas bringen können, was ihm gut tut,“ sagte der Vorsteher bewegt, „so will ich Ihnen die Erlaubnis geben, denselben jeden Tag auf eine halbe Stunde zu besuchen; ich denke, daß dies besser ist, als wenn Sie Störung von außen machen.“

Es war dies eine wunderbare Gunst, die sonst niemand zu teil wurde. Der Mönch aber wußte, daß Gott die Herzen der Menschen nach Seinem Wohlgefallen leitet und nahm diese Erlaubnis mit Dank als eine Antwort auf sein Flehen an. Er wurde nun in das Gefängnis gebracht und durch den Gefangenwärter zu dem Verbrecher geführt.

Der Verurteilte saß, als unser Freund in die dunkle Zelle trat, auf einem Strohsack, mit schweren eisernen

Ketten beladen und zeigte große Niedergeschlagenheit. Sobald der Momier zu sprechen anfang, erkannte der Gefangene die Stimme und sagte freudig: „Sie sind der gute Mann, welcher mir so wunderbare Worte vorgelesen hat; o, sagen Sie mir mehr von Dem, welcher die Gottlosen ohne Werke rechtfertigt.“

Es war eine herrliche, freudige Aufgabe, diesem zer schlagenen, von Gott für Seine Gnade zubereiteten Herzen die frohe Botschaft eines Erlösers zu bringen. Er setzte sich zu ihm hin in den dunklen Raum und fing an, mit ihm von Jesu, dem Lamme Gottes, zu reden, welches die Sünde der Welt getragen hat, indem es die Strafe auf sich genommen und die gerechten Ansprüche Gottes befriedigt hat, so daß allen denen, die nichts zu bezahlen haben und Gnade begehren, ihre ganze Schuld vor Gott vollkommen vergeben werden kann.

„Und ist diese Hoffnung auch für mich vorhanden?“ fragte der Gefangene ängstlich. „Ich bin ein großer Sünder; Sie wissen, daß man mich zum Tode verurteilt hat; o, was muß ich erst in den Augen Gottes sein?“ „Es ist Hoffnung für Sie da,“ sagte der Ueberbringer der guten Botschaft, „denn Jesus vermag völlig zu retten, und stößt niemand zurück, der zu Ihm kommt. Sie liegen gebunden in dieser Zelle und sind als Mörder zum Tode verurteilt; wenn nun jemand Sie so sehr liebte, daß er an Ihrer Statt sterben und so Ihre Strafe auf sich nehmen würde, wäre dann nicht dem Gesetze Genüge geschehen und Ihre Strafe getragen? Dies ist es aber gerade, was Jesus getan hat, um Sünder von dem ewigen Tode zu erretten; und weil Er für Sünder und Gottlose starb, vermag Gott, unbeschadet Seiner heiligen Gerechtigkeit, auch Ihnen zu vergeben.“

Der arme Mann lauschte auf diese Worte, als ob der Momier ein Abgesandter der Regierung sei, der ihm die Botschaft seiner Begnadigung vorträge; und als dieser einen Augenblick innehielt, rief er fast ungestüm: „Fahren Sie fort! Erzählen Sie mir mehr!“

Den nächsten und auch die nächstfolgenden Tage wurde es dem Momier erlaubt, zu dem Verurteilten zurückzukehren. Bald wurden für unseren Freund diese halben Stunden in der dunklen Zelle die glücklichsten Augenblicke am Tage; denn bei jedem neuen Besuch fand er, daß der Gefangene das Heil Gottes besser erkannte; und endlich kehrte Friede, voller Friede in dessen Herz. Er konnte nun glauben, daß Gott ihm durch Jesum Christum alle seine Sünden und Missetaten, klein und groß, vergeben habe.

Der Tag vor der Hinrichtung rückte heran, und wieder befand sich der Momier in des Gefangenen Zelle. Dieser war so erfüllt mit dem Gedanken an die Vergebung seiner Sünden und die wunderbaren Wege und Gnade des Herrn, daß keine Furcht vor dem nahen und schrecklichen Tode bei ihm zu finden war. „Wenn ich doch allen anderen Gefangenen von meiner glücklichen Hoffnung erzählen könnte,“ rief er aus, und sich zu dem Gefangenwärter, der soeben in die Zelle getreten war, wendend, sagte er: „Ich richte eine letzte Bitte an Sie. Wollen Sie dieselbe einem bald sterbenden Manne erfüllen? Ich wünsche so sehr, Sie möchten mich durch das Gefängnis führen, damit ich mit jedem meiner Mitgefangenen von Jesu und Seiner wunderbaren Gnade sprechen könnte.“ „Es steht nicht in meiner Macht, Ihre Fesseln zu lösen,“ sagte der Wärter, „obgleich ich Ihnen gern einen Gefallen tun würde; denn Sie haben mir fast gar keine Unruhe bereitet, ausgenommen, daß Sie während der letzten Tage so laut Loblieder gesungen haben, was mir in Anbetracht dessen, was ihrer wartet, ganz unnatürlich erscheint. Doch wie ich schon sagte, ich darf Ihre Ketten nicht abnehmen.“ „Ich wünsche dies auch nicht; lassen Sie mich nur so gehen, wie ich bin,“ entgegnete der Gefangene. Und mit den flirrenden Ketten beladen, ging der Gefangene, der nun ein Freigelassener des Herrn war, von Zelle zu Zelle, um den erstaunten Insassen zu erzählen, daß Gott ihm durch Jesu Christi Blut alle seine Sünden ausgetilgt und vergeben habe,

weshalb nun eine herrliche und glorreiche Hoffnung vor ihm sei, die auch durch die Schrecken des Todes durch Hentershand nicht verdunkelt werde, und er bitte sie alle, zu demselben Erretter ihre Zuflucht zu nehmen.

Nachdem der in Ketten Freigewordene sein Zeugnis von Jesu, als dem großen und vollkommenen Erlöser, beendet hatte, kehrte er für einige wenige Stunden in seine öde Zelle zurück, um mit seinem Herrn und Heilande allein zu sein. Dann kam der bittere Tod auf dem Schafott, der jedoch in seinem Schrecken überwunden und versüßt war durch die herrliche Hoffnung des ewigen Lebens durch Jesum Christum, seinen hochgelobten Erlöser und guten Hirten.

20.

Der Sohn des Rabbiners.

Der gelehrte Rabbiner S., der in Frankreich wohnte, blätterte eines Tages eifrig in seiner hebräischen Bibel. Er suchte einen Abschnitt, den sein kleiner Sohn, den wir David nennen wollen, auswendig lernen sollte.

David war eben zwölf Jahre alt geworden. In seinem dreizehnten Lebensjahre sollte er, wie alle jüdischen Knaben seines Alters, konfirmiert werden. Bei dieser Gelegenheit mußte er in der Synagoge ein Schriftwort aus dem Gesetz oder den Propheten hersagen. David war ein verständiger Junge, weshalb ihn sein Vater wohl für fähig hielt, mehrere Kapitel fehlerlos vorzutragen. Doch mußte er jetzt schon beginnen, sie auswendig zu lernen, um sie durch häufiges Wiederholen seinem Geiste gut einzuprägen.

Der Rabbiner wählte nach längerem Besinnen die ersten Kapitel des dritten Buches Mose.

Er rief seinen Sohn herbei und gab ihm seine Aufgabe. Dieser Bibelabschnitt war unserem David ganz neu.

Er bemühte sich deshalb um so mehr, der unbekanntem Worte Herr zu werden. Indem er die Worte wieder und wieder las, bemerkte er, daß alle in diesem Kapitel beschriebenen Opfer auf Befehl Gottes dargebracht wurden, und daß dies geschah, um Sühnung zu tun für die Sünde. Er las wieder und wieder: „Der Priester soll Sühnung tun für seine (oder ihre) Sünde, und es soll ihm (oder ihnen) vergeben werden“ (R. 4, 20. 26.). David wurde verwirrt. Das war ihm alles neu und unverständlich. Er mußte, daß er ein Sünder war, aber noch nie wurde für seine Sünden bis heute ein Opfer dargebracht, soweit es ihm bekannt war.

Als er des Abends neben seinem Vater saß, fragte er diesen: „Vater, warum werden jetzt keine Opfer mehr gebracht?“ „Sie können jetzt nicht dargebracht werden,“ sagte sein Vater. „Gott befahl, daß sie in Seinem heiligen Tempel zu Jerusalem dargebracht werden sollten. Nun aber ist die heilige Stadt in den Händen der Gojim (Nichtjuden). Der heilige Tempel ist zerstört, die Stadt ist entweiht, und wir sind aus unserem Lande verbannt.“

„Wie können dann unsere Sünden gesühnt werden?“ fragte David. „Wie kann uns vergeben werden, wenn wir keine Opfer haben?“

„Gott ist barmherzig und gnädig,“ sagte sein Vater, „und wenn wir Ihn ernstlich um Verzeihung anrufen und unser Tun bereuen und uns bessern, so dürfen wir Ihm vertrauen, daß Er uns unsere Sünden vergibt.“ „Aber Vater,“ erwiderte David, „war Gott nicht immer barmherzig und gnädig? Und beteten nicht unsere Väter, welche in Jerusalem opferten, gerade so wie wir zu Ihm? Und bereuten sie nicht ihre Sünden und suchten sich zu bessern, wenn sie Böses getan hatten? Wenn dem so ist, wie du sagst, warum vergab ihnen Gott nicht, wie Er uns vergibt? Warum mußten sie außerdem opfern? Wozu waren die Opfer?“

Der Rabbiner gab auf diese Fragen eine kurze, eigentlich aber keine Antwort. Er sagte nur: „David, es ist

Zeit für dich, um zu Bett zu gehen. Gute Nacht.“ Er sagte dies auf eine solch bestimmte Weise, daß David sah, daß es nutzlos sein würde, weitere Fragen darüber zu stellen. Er sah aber, daß aus diesem oder jenem Grund seine Fragen seinem Vater nicht angenehm waren. Er entschloß sich, ihn nicht mehr zu fragen. Aber seit dieser Zeit war er unglücklich und hatte keine Ruhe. Wozu waren die Opfer? Wenn sie irgend etwas mit dem Wegnehmen der Sünde zu tun hatten; war es dann wirklich wahr, daß seine Sünden auch ohne dieselben weggenommen werden könnten?

Doch er sagte nichts, sondern lernte seine Aufgabe. Als er sie an seinem dreizehnten Geburtstag gut und ohne Fehler vortrug, wurde er für seine Leistung gelobt und beglückwünscht.

Bald nach dieser Geburtstagsfeierlichkeit lernte David einen christlichen Lehrer kennen, der ein freundlicher, liebenswürdiger Mann war. Er dachte, ihm seine Verlegenheit zu erzählen, denn bis dahin hatte er immer über die geheimnisvollen Opfer nachgedacht. Der Lehrer hörte ihn an, schien jedoch kein Freund vieler Worte zu sein. Er gab David zwei Bücher. Das eine wurde vor zweihundert Jahren von Johann von Labadie geschrieben und hieß „Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion.“ Das andere, betitelt: „Schlüssel zur Prophetie“, war erst ins Französische übersetzt worden.

David las diese Bücher mit großem Interesse. Sie lösten seine Schwierigkeiten nicht, aber sie erregten sein Erstaunen. Denn sie sagten ihm, daß der Jesus, den die Christen verehren, Jesus von Nazareth, der dem Volke Israel verheißene Messias sei. Sollte dies wahr sein? Er durfte niemand darüber fragen.

Nachdem er diese Bücher gelesen hatte, war er eines Tages allein in dem Studierzimmer seines Vaters. Unter den vielen Büchern bemerkte er ein kleines, braunes Büchlein, das er früher nie gesehen hatte. Er schlug es auf, und vor seinen Augen standen die Worte: „Denn wenn

das Blut von Böcken und Stieren und die Asche einer jungen Kuh, auf die Unreinen gesprengt, zur Reinigkeit des Fleisches heiligt, wieviel mehr wird das Blut des Christus, der durch den ewigen Geist sich selbst ohne Flecken Gott geopfert hat, eure Gewissen reinigen von toten Werken, um dem lebendigen Gott zu dienen.“ Er las weiter, daß „Christus einmal geopfert worden ist, um vieler Sünden zu tragen,“ — daß, „weil unmöglich Blut von Stieren und Böcken Sünden wegnehmen kann, dieser (Christus Jesus), nachdem Er ein Schlachtopfer für Sünden dargebracht (nämlich dasjenige Seines Leibes), sich auf immerdar gesetzt hat zur Rechten Gottes.“ (Hebr. 9, 12. folg.) Und David sah, daß dies alles den Hebräern, also auch ihm geschrieben war; er hatte also ein Recht, es zu lesen. Er trug das kleine Buch auf sein Zimmer und las den Anfang: „Buch des Geschlechts Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.“

Er las weiter und immer weiter und wollte es zu Ende lesen. Aber nach einem oder zwei Tagen sagte sein Vater: „Auf meinem Tisch lag ein kleines Buch, welches mir nun fehlt. Hast du es gesehen, David? Ein kleines, braunes Buch?“

„Ich habe es in meinem Zimmer,“ antwortete David. Er brachte es ängstlich zurück.

„Warum hast du es weggenommen?“ fragte der Rabbiner, während er ihn vorwurfsvoll anblickte, „es ist ein abscheuliches Buch.“

„Ich wußte nicht, daß es ein abscheuliches Buch ist,“ entgegnete David. „Ich dachte nicht, daß in meines Vaters Bibliothek sich ein abscheuliches Buch befinden würde.“

Der Rabbiner sagte nur: „Ich verbiete dir, dieses Buch zu nehmen oder zu lesen.“ David antwortete nichts, aber eine innere Stimme sagte ihm, daß er dieses Buch lesen mußte. Er wendete sich deshalb an seinen Freund, den Lehrer, und fragte ihn, wo er ein Neues Testament bekommen könne; denn ein solches war das wunderbare Büchlein gewesen. Der Lehrer gab ihm ein Exemplar und

sagte ihm, daß er gut tue, es zu lesen, da es Gottes Wort wäre.

David las es mit großer Begierde, und als er es zu Ende gelesen hatte, war er völlig überzeugt und gewiß, daß der verachtete Jesus von Nazareth nicht allein der Messias Israels, sondern Gott selbst, der Herr Jehova ist. *) Nun, da er vom Tode Jesu gelesen hatte, wußte er, warum keine Opfer mehr für Sünden stattfanden, warum sie überhaupt nicht mehr sein konnten.

Nun war David alles klar und doch, — so war sein Herz, und so ist das meinige und das eurige, liebe Leser — nun wandte sich sein Inneres von Christo um so mehr ab.

Er sagte sich: „Wenn Er Gottes Sohn ist**), der kommen sollte aus Davids Stamm, so muß ich mich Ihm unterwerfen, muß Ihm gehorchen und Ihn verehren; aber dann werde ich von den Meinigen gehaßt und verstoßen werden.“ David legte sein Testament beiseite und wollte nicht mehr an Christum denken. Wenn er auch nicht die Tatsache ändern konnte, daß Er der Gesalbte Gottes war, der Israel verheißen war, so wollte er Ihn doch wenigstens, wenn möglich vergessen.

Aber es war unmöglich. Er erzählt: „Wo ich auch hinging, was ich auch tat, überall und stets mußte ich an Christum denken.

„Er verfolgte mich unaufhörlich. Er ließ nicht ab von mir. Ich war über mich selbst erzürnt, weil ich dieses Buch gelesen hatte, welches mich die große Wahrheit finden ließ, die mich nun so unglücklich machte.“

Als David älter wurde, lernte er ein Geschäft und stürzte sich in die Vergnügungen dieser Welt. Aber er mochte im Theater, im Konzertsaal oder an anderen Vergnügungsorten sich befinden, stets war es ihm, als wenn Christus neben ihm stände, immer und immer wieder mußte er an Ihn denken. Er reiste nach Paris, um im Strudel

*) Beral. Jesaja 7, 14; 9, 6 u. a. m.

**) 3. B. Psalm 2, 7. 12.

des sündigen Weltlebens sein Gewissen zu übertäuben und einzuschläfern. Aber alles war vergebens.

Eines Tages ging er in dieser Stadt an einer Kapelle vorüber, deren Thür halb offen stand. Ohne daß er es eigentlich wollte, trat er hinein, gerade als die Predigt begann. Es war die Kapelle des bekannten protestantischen Pfarrers Herrn de L. Der Prediger sprach über den „Frieden“. „Viele von euch,“ sagte er, „wissen alles, was ich euch von Christo und Seinem großen Heil erzählen kann, und doch habt ihr keinen Frieden und keine Ruhe. Wisset ihr warum? Weil ihr eure Herzen gegen Ihn verschließet. Ihr kennt Ihn und doch verwerft ihr Ihn.“ David verließ den Ort elend und unruhiger denn je. Es war nicht der Pfarrer de L. selbst, der heute gepredigt hatte, sondern ein Fremder, aber es schien David, als hätte der Sprechende sein Innerstes durchschaut und nur allein zu ihm geredet.

Als er bald nachher wieder bei der Kapelle vorüberzugehen hatte, fühlte er einen unwiderstehlichen Zug, sie wieder zu besuchen. Er folgte dem Drange, blieb jedoch auf der Straße stehen, unfähig, weiterzugehen.

Er bemerkte nun, daß es für den Gottesdienst noch zu früh war; und er sah weiter, wie ein Mann, welcher der Küster zu sein schien, an der Thür stand und an die Vorübergehenden Flugblätter verteilte. Mit einer gewissen Ueberlegenheit betrachtete er diesen Mann aus dem Volke, der, da er augenscheinlich ein ungelehrter Mann war, ihm nur wenig nützen konnte. Er wollte sich mit dem Pfarrer selbst unterhalten. Trotzdem ging er auf den Mann zu, und obgleich er von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt war, suchte er ihn über seinen Glauben an Christum zur Rede zu stellen. Er brachte eine Menge Gründe gegen das Christentum vor, die diesen festfahren und in Verlegenheit bringen sollten. Der Mann aber schaute ihm ruhig ins Gesicht und erwiderte: „Werter Herr, Sie sind näher daran, ein Christ zu werden, als Sie wohl glauben; Sie wissen, daß das, was Sie bestreiten, die Wahrheit ist.“

David wandte sich weg. Er fühlte: Gott hatte hier gesprochen. Fortan drängte es ihn beständig, die Kapelle zu besuchen. Die nächste Zeit predigte Herr von L. selbst. David konnte nun nicht länger in diesem Zustand vorangehen. Er war besiegt. Als ein zerknirschter, bußfertiger Sünder übergab er seine Seele Jesu, seinem Heilande, und er hörte Ihn im Glauben sagen: „Deine Sünden sind dir vergeben; gehe hin in Frieden.“ Er entschloß sich nun zu Herrn von L. zu gehen, um ihm zu erzählen, daß er nun ein Gläubiger an Jesus geworden sei, und um sich von ihm taufen zu lassen.

Pfarrer von L. aber, der in letzterer Zeit mehrermals mit Juden zu tun gehabt hatte, die vorgegeben hatten, zu Christo bekehrt worden zu sein und es doch nicht waren, sah David sehr mißtrauisch an. Er sprach kalt mit ihm und zeigte sich sehr zurückhaltend, beinahe abstoßend, so daß David nicht wagte, mit ihm über seine Taufe zu reden. Er entschloß sich deshalb, nach dem Elsaß zurückzugehen, woher er gekommen war, um sich dort von einem bekannten Pfarrer taufen zu lassen.

Dieser Pastor empfing ihn sehr herzlich und schien ein gütiger, freundlicher Mann zu sein. Als David ihm jedoch erzählte, daß er nun bekehrt wäre und wünschte, getauft zu werden, sah ihn der Pastor ganz bestürzt an. „Wissen Sie nicht,“ sagte er, „daß Sie dadurch Ihrer glänzenden Aussichten in Ihrem Leben verlustig gehen, und Sie den Jorn Ihrer ganzen Familie auf sich laden werden? Nein, wirklich! Leben Sie so gut, als Sie wollen, aber in Ihrem eigenen Interesse bitte ich Sie, ein Jude zu bleiben. Ich versichere Sie, ich werde Sie nicht taufen.“

David war ganz betroffen. „Was?“ sagte er, „Sie wollen ein Christ sein! Ich denke doch, daß Christus es wert ist, daß ich alles für Ihn dahingebe. Aber nein, mein Herr, von Ihnen will ich nicht getauft werden.“

Der Pastor sagte ihm darauf, daß er einen Freund in Straßburg habe, der auch Pfarrer sei. „Zu ihm gehen Sie,“ fuhr er fort, „vielleicht erfüllt er Ihren Wunsch.“

David begab sich nach Straßburg. Dieser zweite Pastor empfing ihn gleichfalls sehr herzlich. Er war auch bereit, ihn zu taufen. „Aber,“ fügte er hinzu, „ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht glaube, daß Jesus wahrhaftig der Sohn Gottes ist, obwohl Er allerdings wirklich der Messias ist. Sie sind mir aber trotz Ihrer eigenen Ansicht willkommen.“

Welchen Eindruck mußten diese ersten Erfahrungen im Christentum auf David machen! „Glauben Sie,“ sagte er, „ich wollte von einem Manne getauft werden, der meinen Gott und Heiland leugnet? Nein, ich bleibe ein Christ, und wenn ich auch sonst keinen mehr finde.“

Als David so bekümmert und niedergeschlagen von dort wegging, traf er auf der Straße seinen alten Freund, den Lehrer. Diesem erzählte er seine Geschichte und seine mannigfachen Enttäuschungen. „Ich kenne einen gottesfürchtigen, alten Pastor,“ sagte dieser, „ich will Ihnen seine Adresse geben, und ich rate Ihnen, zu diesem zu gehen. Er ist Lutheraner.“

David begab sich nun dorthin. Der alte, ehrwürdige Herr hörte ihn ruhig an und nachdem er merkte, daß er einen aufrichtigen Juden vor sich habe, fragte er ihn: „Glauben Sie an die Sakramente der Kirche?“

„Mein Herr,“ erwiderte etwas erstaunt David, „ich glaube an Jesum Christum, Gottes Sohn. Warum fragen Sie mich, ob ich an die Sakramente glaube? Sie haben mich noch nicht gefragt, ob ich durch das Blut Jesu Christi gerettet bin. Sind Sie mit diesem meinem Glauben befriedigt, oder verlangen Sie einen Glauben an äußerliche Verordnungen?“

Der alte Mann verdeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. „Mein Sohn,“ sprach er, „Sie haben mir eine Lehre gegeben. Ja, ich sollte Sie fragen: Glauben Sie an Jesus als Ihren Heiland; sind Sie gerettet? Und ich sollte mich mit diesem begnügt haben. Beten wir zusammen, und bitten wir den Herrn, Er möge mir vergeben.“

Sie knieten nieder und beteten zusammen. Hierauf sagte er zu David: „Wollen Sie noch von mir getauft werden, trotz meines begangenen Fehltritts?“

David sagte ja; denn er fühlte, daß der alte Herr, trotz seiner besonderen Parteistellung, ein wahrer Christ war. „Aber wissen Sie,“ sagte er, „ich will nicht in die lutherische Kirche getauft werden, denn ich gehöre nur der Kirche Gottes an. Es gibt nur eine; und einer Abtheilung nur in ihr kann ich nicht angehören.“ „Sie haben recht,“ erwiderte ihm der alte Herr. So wurde David also getauft auf den Namen des ewigen, dreieinigen Gottes, des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes, und nicht auf das Bekenntnis einer christlichen Partei, ob klein, ob groß. Von da ab dient David als ein glaubensvoller und treuer Prediger des Evangeliums Jesu Christi in Frankreich.

21.

Vom Tod zum Leben.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem sich nachstehende Geschichte ereignet hat. Ich war damals in dem Distrikt von N., dem Herzen von Indien, als Ingenieur stationiert und lebte ohne Furcht Gottes dahin. Ein Freund, welcher ein Christ war und fünf Jahre lang neben mir lebte, hatte nie aufgehört, mit mir von meinem Seelenheil zu reden und für meine Belehrung zu beten. Endlich wurden seine Gebete erhört und zwar auf folgende Weise:

An einem kalten Octobermorgen versammelte sich eine Anzahl Europäer, welche in dem Orte ansässig waren, auf dem nahen Friedhofe, der erweitert worden war und heute durch den Bischof von C. eingeweiht werden sollte. In Gesellschaft des Bischofs befand sich Kapitän P., die erste

Magistratsperson des Distrikts. Nachdem man die Grenzen des zum Friedhof angefügten Stück Landes in einem Zuge umschritten hatte, wurde mit einem Lied und Gebet die Feier beschlossen.

Als wir auseinander gingen, bat mich Kapitän P., ihn zu einem nicht fernem Fluß zu begleiten, wo ich als Fachmann ein Urteil bezüglich der Ausführbarkeit eines daselbst zu bauenden Steindammes abgeben sollte. Dort erwartete uns ein Hindu, eine untergeordnete Magistratsperson; und so standen wir nun zwischen einigen Bäumen und dem Fluß nahe beieinander, als eine Kugel auf uns abgefeuert wurde, welche dicht an unseren Köpfen vorbeiflog. Kapitän P., welcher dem Mörder gegenüberstand, riß unverzüglich eine Reitpeitsche aus meiner Hand und stürzte auf ihn zu. Als ich mich umwandte, fiel Kapitän P., welcher die Peitsche auf dem Manne zerschlagen hatte, von einem zweiten Schuß tödlich getroffen, zu Boden.

Zum erstenmal in meinem Leben wurde ich mir der schrecklichen Tatsache bewußt, daß ich unvorbereitet war, Gott zu begegnen; daß ich im nächsten Augenblicke in der Ewigkeit sein könne und meine Seele dann für immer verloren sein würde.

Ich neigte mich für einen Augenblick über den ausgestreckten Körper meines Freundes, und als ich sah, daß sein Leben erloschen war, ging ich langsam zu meinem Pferde zurück, indem ich den Mörder, welcher mir folgte und seinen Revolver auf mich gerichtet hatte, im Auge behielt. Währenddessen war der Hindu entkommen, und ich ritt schleunigst zur Polizeistation, um Hülfe zu holen.

Genüge es hier zu sagen, daß nach einem heftigen Kampfe, in welchem noch ein anderer Mann getötet wurde, dieser, nun eines doppelten Mordes Schuldige, festgenommen worden ist.

Ferner mag noch erwähnt werden, daß der Mörder ein fanatischer Mohammedaner war, welcher nicht den Kapitän P. zu töten beabsichtigt hatte, sondern den dabei stehenden Hindubeamten wegen der Zerstörung einer Mo-

schee; er versicherte vor Gericht, daß er den Kapitän P. nur aus Notwehr erschossen habe.

Tief bewegt durch diese Ereignisse ging ich zu der Witwe des erschossenen Kapitäns P., um ihr mein aufrichtiges Beileid zu bezeugen und ihr Näheres über das Ende ihres Gatten zu erzählen. Sie war indessen von Kummer so überwältigt, daß sie mich nicht sehen konnte, weshalb der Bischof von G., welcher bei ihr war, zu mir ins Besuchzimmer kam. Als ich ihm die oben mitgetheilten Tatsachen erzählt hatte, ersuchte ich ihn, meiner nicht mehr mächtig, für mich zu beten. Dieses tat er ernstlich, indem er mich Gott, welcher mein Leben gnädig verschont hatte, empfahl und zu Ihm flehte, daß Er in meinem Herzen ein Werk der Gnade zu Seiner eigenen Verherrlichung wirken möchte.

Am Abend wurde Kapitän P. mit großen und feierlichen Ehren durch den Bischof bestattet, und zwar auf dem gleichen Friedhose, bei dessen Einweihung er am Morgen zugegen gewesen war. Der Mörder wurde verhört, verurteilt und hingerichtet.

Während dieser Zeit litt ich große Seelennot und konnte kaum schlafen, indem der Gedanke mir immer wiederkehrte, daß ich, der ich zu sterben nicht bereit gewesen, von Gott gnädig verschont worden war, während Herr Kapitän P., welcher ein lebendiger Christ gewesen, statt meiner weggenommen wurde.

Ich erkannte ganz deutlich, daß Gott mir mein Leben deshalb gefristet hatte, um mir dadurch eine neue, vielleicht letzte Gelegenheit zu geben, Christum als meinen Heiland zu ergreifen, andernfalls ich ohne Zweifel in meinen Sünden umgekommen wäre und ewige Verdammnis als mein gerechtes Teil empfangen hätte.

Mein Freund, welcher so lange für mich gebetet hatte, suchte in dieser Zeit mir den Weg der Errettung aufs neue vorzulegen. Eines Tages, als ich mich in großer Seelenangst befand, überreichte er mir ein kleines Schriftchen: „Gottes frohe Botschaft,“ Septembernummer des Jahres 1878.

In einem Artikel, betitelt: „Die Gerechtigkeit Gottes,“ wurde deutlich dargetan, daß „nicht ein Gerechter da ist, auch nicht einer“; aber auch andererseits wurde hier Gottes Heil gezeigt: „da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesum Christum.“ (Röm. 5, 1.)

Ich erwog diese Worte mehrere Tage lang und versuchte mit aller Anstrengung zu glauben, blieb aber in Not und Zweifel. In einer Nacht warf ich mich mit großem Bittern schlaflos hin und her; der Gedanke beschäftigte mich, daß, wenn dieser Ruf Gottes, der gewiß der letzte war, unbeachtet bliebe, meine Seele für immer verloren sein würde. Endlich sagte ich mir, es ist alle Anstrengung umsonst, nur noch die freie Gnade und Barmherzigkeit Gottes kann dich retten.

Plötzlich kam Licht in meine Seele, und durch den Heiligen Geist erlangte ich das Bewußtsein, daß, da ich nur noch heilsverlangend auf das Opfer Jesu Christi vertraute, ich ja schon den Glauben habe, den ich vergeblich noch zu erlangen suchte und deshalb gerechtfertigt und vom Tode zum Leben hindurchgedrungen sein müsse. Nie werde ich den köstlichen Frieden vergessen, der mein Herz jetzt erfüllte, so daß ich aus dem Bette sprang, niederkniete und Gott für Seine unendliche Gnade pries.

Mein Herz kennt seitdem einen nie zuvor gekannten göttlichen Frieden, eine selige Ruhe. Der Herr ist mein Heiland und meines Lebens Licht und Freude. O, welch ein Reichthum!

22.

Nach langer Irrfahrt im Hafen.

In dem Krankenhaus zu Iserlohn in Westfalen verstarb im Jahre 1892 ein Greis von 84 Jahren, von dessen interessantem Leben ich in Folgendem einen kurzen Abriß

geben möchte. Vielleicht, daß der eine oder andere Leser, der auch auf selbsterwählten Wegen das gewünschte Ziel, „den Frieden mit Gott,“ zu erreichen strebt, dadurch zur Einsicht kommt und den Weg betritt, der uns in Gottes Wort von Gott selbst gezeigt wird, und der der einzige Weg des Heils und Lebens ist.

Jener Greis war auch in Iserlohn geboren. Frühe schon erkannte er, daß nichts so wichtig ist auf Erden, als das Heil der unsterblichen Seele zu erlangen und das ewige Leben zu gewinnen. Er entschloß sich daher, Theologie zu studieren, was er auch tat. Ueber viele Dinge nicht befriedigt, entschied er sich, in den Missionsdienst zu treten. Als Kandidat der Theologie kam er in das Missionshaus zu Barmen. In seinen vielen Mußestunden, die ihm bei seinem dortigen Aufenthalt verblieben, las er fleißig religiöse Schriften über Heiligung und Kreuzigung des Fleisches. Er hoffte, in diesen Büchern, die von Mönchen und „Heiligen“ handelten, den Weg zu finden, auf dem er von seinen Sünden und dem in ihm wohnenden Bösen frei und heilig werden könne.

Diese Bücher brachten den jungen Mann auf den Gedanken, katholisch zu werden, um als Mönch in irgend einem Kloster ein beschauliches, strenges Leben zu führen. Dort nämlich hoffte er, den ersehnten Frieden und die Seligkeit seiner Seele gewiß davonzutragen. Sobald dieser Entschluß fest stand, führte er ihn auch aus. Niemand hätte ihn davon zurückhalten können.

So wurde Kandidat Karl W. also katholisch und trat in den Orden der Dominikaner ein. Vierzig lange, unfruchtbare Jahre (so lange also wie das Volk Israel in der Wüste umherzog, ehe es in das gelobte Land kam) war er Dominikanermönch. Aber das Herz blieb in Not und Unruhe. Es wollte mit dem Heiligwerden gar nicht so recht vorangehen. Das was anderen gelungen zu sein schien, gelang ihm nicht. Er war nämlich zu aufrichtig, um sich selbst oder andere zu täuschen, daß sein Herz heilig geworden wäre.

Im Jahre 1875 wurde das Kloster, in dem jener fromme

Mönch lebte, infolge der bekannten „Maigesetze“ aufgehoben. Aber damit waren seine Schleier nicht gelöst, und auch die Binden und Fesseln nicht, die auf seinem Auge und auf seinem Herzen lagen. Der Papst versprach aber den Mönchen, die eine Wallfahrt zu ihm, „dem heiligen Vater“, nach Rom machten, vollkommenen Ablass ihrer Sünden. Ah, da endlich winkte ihm die Rettung! So alt er auch war, diese Reise mußte gemacht werden. Nach vollendeter Wallfahrt erhielt er seinen Ablass, und er kehrte heim, den Ablass in dem Rock, den Frieden aber nicht im Herzen.

Zu Fuß kehrte der betagte Mann von Rom in seine Heimat in Westfalen zurück. Hier ernährte er sich mit Stricken von Strümpfen, und der alte, fromme Junggeselle hieß bald im Volksmunde nur der „Strickkarl“.

Auf seinen Wegen kam er eines Abends unter Gottes Führung in eine christliche Versammlung. Die dort anwesenden Christen knüpften ein Gespräch mit dem interessanten Greise an. Sie zeigten ihm aus Gottes Wort, daß sein in Rom erworbener Ablass ihm vor Gottes Thron nichts nütze, daß er wiedergeboren werden müsse durch Gottes Wort und Heiligen Geist. Der fromme Greis wagte nicht, dem Worte Gottes zu widersprechen. Er überlieferte in der That nachher seinen Ablassbrief den Flammen.

Aber was nun? Unruhiger als je suchte er jetzt Frieden in und nach Gottes Wort. Aber noch sechs lange Jahre dauerte es, ehe der Sabbath für ihn anbrach, ehe er sich als schuldbeladener, verlorener Sünder im Glauben in die Arme Jesu legte.

Es fiel ihm eines Tages in einem christlichen Hause bei Anna ein altes Gedicht über Hebräer 10 in die Hände, darin es heißt:

Einmal ward die Schuld entrichtet.

Da fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Er erkannte jetzt im Lichte Gottes, daß Gott längst ein vollkommenes Heil durch den Tod Seines geliebten Sohnes für ihn bereitet hatte. Was er selbst nicht zu tun vermocht hatte, trotz seiner aufrichtigsten und ernstesten Bemühungen, das hatte Gott für ihn

getan. Die Schuld war längst gesühnt durch das ein für allemal vergossene Blut Jesu Christi und so Frieden für ihn gemacht. „Die Strafe lag auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch Seine Wunden sind wir geheilt.“ (Jes. 53, 5.)

Glücklicher Greis! Nun hatte sein Herz Frieden mit Gott, nach welchem er sich so lange schon gesehnt, der aber viel, viel länger schon für ihn bereitet worden war. (Kol. 1, 20.) Sein Lebensabend war nun noch glücklich. Er durfte nun (wenn auch nur noch kurze Zeit) sich seines Herrn und Heilandes hienieden rühmen und in Ihm der Hoffnung der Herrlichkeit und der Gewißheit der zukünftigen Seligkeit; denn Gott selbst sprach ihm beides zu. Es war eine Freude, ihn bezeugen zu hören, was der Herr an ihm getan, wie Er ihn aus der Finsternis in Sein Licht und in Gottes Gemeinschaft gebracht hatte. Ruhig und glücklich entschlief er nach kurzer Krankheit, um in die ewige Ruhe zu gehen zu seinem Herrn und Heiland.

23.

Gott will nicht den Tod des Sünders.

Zu der Zeit, als die französische Regierung ihre Truppen auf den Kriegsschauplatz der Krim aussandte, machte ein Regiment Soldaten auf mehrere Tage Halt in Toulon, einer Hafenstadt im südlichen Frankreich, um von dort eingeschifft zu werden. Es traf sich, daß zu derselben Zeit ein Kolporteur der französischen Bibelgesellschaft eifrig bemüht war, unter der zahlreichen Bevölkerung dieser Stadt Bibeln und Neue Testamente zu verkaufen; und als derselbe dieses Regiment sah, erwachte der Gedanke mit großer Lebendigkeit in ihm, daß wohl mancher von diesen Soldaten sein Vaterland nicht wiedersehen würde, daß sie vielmehr alle großen Gefahren und viele dem Tod entgegengingen, auf den sie aller Wahrscheinlichkeit nach durchaus nicht vorbereitet waren. Er wandte sich deshalb mit der dringen-

den Bitte an den Obersten des Regiments, ihm doch zu erlauben, unter diesen Soldaten Gottes Wort zu verbreiten, und diese Erlaubnis wurde ihm auch erteilt.

So war er denn eines Morgens auf dem freien Plage vor dem Lager von einer Gruppe Soldaten umgeben, zu denen er von den Bedürfnissen ihrer Seele sprach. Er sagte ihnen, daß sie Trost, Heil und Leben in dem Neuen Testamente finden würden, wenn sie nur den Herrn Jesus Christus bitten wollten, ihre Augen und Herzen zu öffnen, um Seine Worte zu verstehen; und es hatte den Anschein, daß alle ziemlich aufmerksam zuhörten, als plötzlich ein junger Mann mit klugem Gesichtsausdruck und intelligenten Zügen vortrat und mit lauter Stimme sprach: „Ich bin durch Ihre ernstesten und wohlmeinenden Ermahnungen aufs tiefste gerührt. Sie haben mich von der Notwendigkeit, Gottes Wort zu besitzen überzeugt; aber leider fehlt mir noch das Geld zu diesem wertvollen Kaufe!“

„Das schadet nichts,“ erwiderte der Kolporteur. „Wenn Sie wirklich das Verlangen haben, ein Exemplar zu besitzen, so soll man darum nicht sagen, daß Sie Ihren Wunsch einem Christen ausgesprochen, ohne daß dieser Ihnen auch ohne Geld denselben erfüllt hätte, und darum werde ich gern selbst das Buch aus meinem Gehalt bezahlen!“ Hiermit nahm er ein Neues Testament aus seiner Bibeltasche und überreichte es mit herzlicher Freude dem Soldaten. Aber wie groß war sein Erstaunen und sein Schmerz, als der junge Mann in demselben Augenblick in ein lautes Lachen ausbrach und rief:

„Guter Freund! das wäre mir gelungen! Ich bin der erste Spaßmacher im Regiment, und es ist sonnenklar, daß ich es erreicht habe, auch dich zum Narren zu halten.“

„Gib mir das Buch zurück,“ sagte der Kolporteur betrübt.

„Nein, nein, alter Bursche,“ entgegnete der Soldat. „Ich würde mich schämen, dich vor dieser ehrenwerten Gesellschaft zu beleidigen. Was würden meine Kameraden wohl von dir denken, wenn sie sehen müßten, daß du mit der linken Hand die Gabe zurücknimmst, die deine rechte

soeben erst ausgeteilt hat? So ist es nie Brauch gewesen in der französischen Armee. Was geschenkt ist, ist gern gegeben, und so will ich es behalten. Kann doch auch mir das Buch von Nutzen sein, und wäre es auch nur dazu dienlich, um mir im Felde, wo es stets an Papier mangelt, die Pfeife damit anzuzünden. Zu diesem Zweck ist es ja gut genug!" So sprechend, machte er seine militärische Verbeugung in spottender Weise und entfernte sich lachend. Aber die warnenden Worte des Kolporteurs mußte er doch noch hören, und feierlich klangen sie in sein Ohr: „Junger Mann, bedenke was du tust! Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" Mit tiefem Kummer gewahrte der Kolporteur den beklagenswerten Eindruck, welchen diese Szene auch auf die Gemüther der Umstehenden machte, und so verließ er das Lager; dabei stiegen seine Gebete auf zum Herrn, daß dieser junge Mensch doch nicht sich selbst überlassen bleiben möchte. „Herr, vergib ihm," sprach er vor sich hin, „denn er weiß nicht, was er tut. Laß doch durch Deine allmächtige Stimme nur eines Deiner Worte bis in die Tiefe seines Gewissens dringen und sein Herz umändern. O, Herr, Herr, erleuchte, befehle, rette ihn!"

Das Regiment verließ bald darauf Toulon und kam nach der Krin, und der Kolporteur setzte seine Arbeit in manchen anderen Teilen Frankreichs fort.

Fünfzehn Monate waren seitdem vergangen, als er eines Abends ein kleines Dorf erreichte, das ungefähr 60 Meilen von Toulon entfernt lag, woselbst er ein Wirtshaus betrat, um sich auszuruhen und sich nach der Ermüdung des Tages eine Erquickung reichen zu lassen. Doch kaum hatte er die Schwelle überschritten, als er auch schon bemerkte, daß sich hier irgend etwas Trauriges ereignet haben mußte. In der Wirtsstube saßen nämlich wohl an zehn Leute so still und sichtlich von Gram ergriffen bei ihrem Abendbrot, daß er sie nicht stören mochte und sich vielmehr in die Küche zurückzog, wo sich ihm alsbald ein ähnlicher Anblick darbot. Die Familie wie die

Dienstboten verrichteten ihre Arbeit in tiefstem Schweigen, und dicht am Feuer saß eine ältere Frau mit tiefgebeugtem Haupte, offenbar völlig niedergeschlagen von Schmerz. Der Kolporteur näherte sich ihr, fragte teilnehmend nach der Ursache ihres Kummers und sprach ihr freundlich zu.

„Ja, ich bin in Kummer, in tiefer, tiefer Trauer,“ rief die Wirtin alsbald, während ihr die Tränen aus den Augen stürzten, „und ich danke Ihnen für die gütigen Worte! Sie haben meinem Herzen damit wohlgetan, und ich will Ihnen darum mein Leid mitteilen! O, denken Sie nur, erst vor wenig Stunden legten sie ihn, der mein einziges Glück, ja, ich kann sagen mein ganzer Stolz war, in das Grab, meinen Sohn! Und was für einen Sohn verlor ich an ihm!“

„Seien Sie nicht so trostlos, gute Frau,“ sagte der Kolporteur, selbst schmerzlich ergriffen. „Trauern Sie nicht so hoffnungslos, und erlauben Sie mir, Ihnen nur einige Zeilen aus einem Buche vorzulesen, welches ich nie öffne, ohne gerade das zu finden, was für die Gelegenheit paßt, so verschieden auch die Verhältnisse sein mögen, mit denen ich bekannt werde.“ — Er zog ein Neues Testament aus seiner Tasche und las Hebräer 12, 9: „Und wenn wir unsere leiblichen Väter zu Züchtigern gehabt haben und sie gescheut, sollen wir dann nicht vielmehr dem geistlichen Vater untertan sein, daß wir leben? Denn jene haben uns gezüchtigt wenige Tage, nach ihrem Gutdünken; dieser aber zum Nutzen, auf daß wir Seiner Heiligkeit theilhaftig werden. Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; darnach aber gibt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind.“ Kaum hatte er diese Worte gelesen, als die Frau mit einem Ausdruck des Erstaunens aufstand. Er tat, als bemerkte er es nicht, und, einige Seiten umschlagend, las er von neuem: „Diemeil wir denn einen großen Hohenpriester haben, Jesum, den Sohn Gottes, der gen Himmel gefahren ist; so lasset uns festhalten das Bekenntnis. Denn wir haben nicht einen Hohenpriester,

der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben gleich wie wir, ausgenommen die Sünde. Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, wenn Hilfe not sein wird!“ Bei diesen Worten eilte die Frau hastig aus dem Zimmer und kam bald mit einem kleinen Buch in der Hand zurück. Es war das Vermächtnis ihres Sohnes an sie, der wertvollste Gegenstand, welchen sie von ihm erhalten. Es war ein Neues Testament in derselben Größe und nach derselben Uebersetzung wie das, aus welchem der Kolporteur gelesen hatte. Es war sehr verbraucht und auch wohl umhergeworfen, denn viele Seiten waren herausgerissen; aber auf der Innenseite des Umschlages stand in großen Buchstaben die folgende Inschrift: „Erhalten Toulon, den — 1855. Zuerst verachtet und mißbraucht, später aber gelesen und geglaubt, ist es das Mittel zu meinem Heil geworden. S. L., Füselier bei der 4. Kompagnie des ... Linien-Regiments.“

Es war außer allem Zweifel aus dem Datum und aus dem Inhalt der Inschrift, daß hier das Neue Testament vorlag, das der Kolporteur dem Spötter geschenkt hatte; daß also jener Spötter bekehrt worden und daß er eben der Sohn gewesen war, über dessen Heimgang man so sehr im Hause trauerte. Dies wurde auch durch die Erzählung der Mutter bestätigt.

Schon aus der Verfassung, in welcher sich das kleine Buch befand, erkannte man klar, daß der Soldat die fehlenden Seiten zum Anzünden seiner Pfeife, wie er es damals in frechem Uebermut gesagt hatte, verwendet hatte. Wie er seiner Mutter erzählt, hatte dieses Zerstörungswerk plötzlich sein Ende erreicht und zwar nicht lange vor einer Schlacht, bei welcher sein Regiment die Vorhut bildete. Bei der Aussicht auf solch gefährlichen Posten waren ernste Gedanken in seiner Seele aufgestiegen, und plötzlich hörte er wieder die Worte des Mannes, welchen er um

dieses Buches willen so verhöhnt hatte. Wie ein Donnerrollen hallte es ihm in den Ohren: „Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ „Wehe mir,“ rief er plötzlich in ganz ungewohnter Seelenangst, „wenn ich nun wirklich in Seine Hände falle!“ Und dieser Gedanke verfolgte ihn nun unaufhörlich bei Tag und bei Nacht. Am Morgen der erwähnten Schlacht aber, als die Sonne ihre ersten Lichtstrahlen auf die Erde sandte, suchte er das Buch endlich wieder aus seinem Tornister hervor, aber es erschien ihm jetzt wie ein zorniger Ankläger. Er öffnete es in der Erwartung, lauter Drohungen darin zu finden; doch wie erstaunte er, als seine Augen nur solche Stellen trafen, welche die tröstlichsten Zusagen enthielten: „Gott sandte seinen Sohn in die Welt, nicht zur Verdammnis, sondern daß die Welt durch Ihn gerettet würde.“ Ferner: „Wer den Sohn hat, der hat das Leben!“ „Er ist das Sühnopfer für unsere Sünden, und nicht für die unsrigen allein, sondern für die ganze Welt.“ Sodann: „Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch Ruhe geben.“ — Diese letzte Stelle erschien ihm die direkte Antwort auf seine Seelenangst und bewegte ihn tief. Er überdachte die wunderbaren Worte nach allen Seiten, um sie recht zu verstehen, bis die Trommel ihn mahnte, in Reih' und Glied dem Feinde entgegen zu marschieren. Das Testament in seinem Tornister, rüstete er sich zum Kampfe, der zwar nicht lange währte, der aber sehr heiß und blutig war; und auch unser junger Krieger war unter denen, die, von den Geschossen getroffen, niedersanken. Er war schwer verwundet, und lange, lange Wochen blieb seine Heilung ungewiß. Aber diese Zeit der Prüfung war keine verlorene für ihn. Wieder und wieder kehrten die Verse in sein Gedächtnis zurück, welche er am Morgen der Schlacht beim Dämmerlicht gelesen hatte, und bei welchen die Gnade des Heiligen Geistes sein Herz zuerst berührte. Das Alte war vergangen in seinem Inneren, und er erfuhr und empfand jetzt die Wahrheit der köstlichen Worte des Herrn: „Wahrlich, wahrlich,

ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ (Joh. 5, 24.) Er war gerettet und nun Gottes Kind und Erbe.

Nachdem er aus dem ersten Lazarett in ein anderes, mehr im Osten gelegenes transportiert worden, trat ein Stillstand in seiner Krankheit ein, welcher seine Rückkehr nach Frankreich gestattete. Er kam etwa sechs Wochen vor dem Besuche des Kolporteurs zu Hause an, wo nun das einst so übel zugerichtete Testament kaum mehr aus seiner Hand kam, wenn er nur irgend imstande war, darin zu lesen. Es war ihm das Kostlichste, was er besaß, und es wurde ihm von Tag zu Tag lieber. Sein Mund war voll der zärtlichsten Ermahnungen und Bitten, daß doch seine Mutter und seine Freunde sich zu Christo und Seiner Wahrheit bekehren möchten! Bis zu seinem letzten Atemzuge ermahnte er sie, Gottes Barmherzigkeit, die uns in Jesu Christo angeboten wird, anzunehmen und sich nicht der Gefahr auszusetzen, in unbußfertigem Zustande, „in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“.

Als der Kolporteur diese Erzählung hörte, ward sein Herz begreiflicherweise mit Anbetung zu Gott erfüllt, welcher sein Gebet so gnädig erhört hatte für einen, der einst in seiner Verblendung von der Heiligen Schrift hatte sagen können: „Sie ist gut genug, um meine Pfeife damit anzuzünden.“ Gottes Gnade wollte nicht, daß er sterbe in seinen Sünden, sondern hatte ihn durchdringen lassen zu dem Glauben an Seinen eingeborenen Sohn, dessen Blut reinigt von aller Sünde, und der allein erretten kann vom ewigen Tod und Gericht.

24.

Der Gottesleugner.

a) Der kleine Knabe.

Im Frühjahr des Jahres 18.. machte ich zu Schiff die Fahrt von M. nach P. Wegen ungünstigen Wetters waren alle Reisenden genötigt, unten in der Kajüte zu bleiben. Einer der Anwesenden schlug vor, man möchte laut etwas zur allgemeinen Unterhaltung vorlesen. Hierauf nahm ein Mann aus seiner Reisetasche zwei Bücher und sagte: „Ich denke, diese werden uns alle gut unterhalten; ich werde Ihnen jetzt daraus vorlesen, bitte, hören Sie mir zu!“ „Was werden Sie uns denn vorlesen?“ fragte ich den dienstbereiten Herrn. Er nannte den Titel des Werkes, das ich als eine ungläubige, man kann sagen, gotteslästerliche Schrift kannte, durch welche irregeleitete Menschen nicht nur in unserem Lande, sondern auch in ganz Europa vielen und großen Schaden angerichtet haben. „Es ist doch nicht ernst gemeint, daß Sie dieses Buch lesen wollen?“ wandte ich ein. „Warum nicht?“ sagte er mit hochmütiger Miene. „Ich möchte Ihnen allen lieber aus diesem Buche, welches ich stets bei mir führe, einen Abschnitt vorlesen,“ fuhr ich unerschrocken fort. „Wie heißt denn Ihr Buch?“ fragte er mich.

„Die Heilige Schrift, vor welcher jedes andere Buch schweigen sollte.“

Viele Anwesenden stimmten mir bei; dem ungläubigen Manne aber stieg das Blut ins Gesicht, er sagte in unwilligem Tone: „Nun mein Herr, wenn ich mein Buch nicht laut vorlesen soll, dann lassen Sie das Ihrige gefälligst auch schweigen.“

„Dieses Buch hat schon seit undenklich langer Zeit gesprochen,“ entgegnete ich mit Ernst und Nachdruck, „und es wird noch reden, wenn wir beide, Sie und ich, schon längst nicht mehr da sein werden. Aber ich möchte Sie

wenigstens vor jenem gefährlichen Buche warnen, das Sie nur zum Verderben irre führt; und ich will denn allein in Gottes Wort lesen, das mich nicht nur jetzt, sondern noch in der Ewigkeit erfreuen wird.“

Ich saß nun, stille lesend, in meiner Ecke, nur dann und wann gestört durch das lautschallende Gelächter des ungläubigen Mannes und seiner Gefährten. Nur einige wenige stellten ernste Fragen an mich und auch diese, wie es schien, mehr aus Neugierde, als aus wahrem Verlangen, die Worte Gottes zu vernehmen.

Gegen Abend verließen wir das Schiff und bestiegen die Post, um nach B. zu gelangen. Meine Gefährten waren nun wieder jener ungläubige Mann und zwei Kaufleute und ein junger Oberst. „Wo werden wir morgen um diese Zeit sein?“ fragte einer der Kaufleute. Der andere entgegnete: „In A.“ „Wenn Gott will,“ fügte ich freundlich, aber ernst hinzu. „Ob es Gott gefällt oder nicht, das ist ganz gleich,“ sagte der Ungläubige, den wir Herrn A. nennen wollen. Ich sah ihn scharf an, was er nicht gut vertragen konnte, und ich sagte: „Damit wollen Sie sagen, daß Ihnen der Wille Gottes ganz gleichgültig sei. Wagen Sie es, in Seiner heiligen Gegenwart eine solche Lästerung auszusprechen?“ „Das ist meine Sache,“ entgegnete der arme Mann, „jeder hat seinen eigenen Glauben; behalten Sie den Ihrigen, ich bin mit dem meinigen zufrieden.“ Der Oberst sagte da zu ihm: „Wir sehen Sie in großer Gefahr; Sie verlangen doch nicht von uns, aus falscher Scham zu schweigen und Sie im Unglauben zu lassen? Das will Gott nicht.“

Wer die Wahrheit kennt und bekennt sie nicht,
Ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.

„Ja mehr, wir haben Mitleid mit Ihnen; Ihr entseßlicher Unglaube macht uns Kummer, und wir fühlen uns gedrängt, Sie auf Ihren Irrweg aufmerksam zu machen!“ Herr A. meinte, für Narren sei das alles ganz gut. „Bitte, mein Freund,“ sagte der Oberst, „es ist besser, Sie schweigen; ich glaube nicht, daß ich ein Narr bin,“

weil ich an den großen Gott glaube, der Seinen Sohn sandte, um für mich zu sterben und mich von meinen Sünden zu erlösen; der mich bewahrt während jeder Stunde meines Lebens; der alle meine Umstände kennt. Ich lese die große Wahrheit von dem Dasein und Wirken Gottes in allem, was mich umgibt, auch in den Zügen des Loren, der sie leugnet!“ Aergerlich entgegnete der Ungläubige: „Es wundert mich, daß Sie es wagen, so zu reden und“ — „Beruhigen Sie sich,“ sagte der Oberst weiter, „ich wollte Sie nicht kränken; ich mußte nur daran denken, was die Heilige Schrift von denen sagt, die so denken, wie Sie. Ich selbst wäre ein schrecklicher Tor, wollte ich nicht an den gnädigen und barmherzigen Gott, meinen Vater, glauben, der mein Leben vor ungefähr einem Jahr noch so wunderbar im Kriege bewahrte, wo das Pferd unter mir erschossen wurde.“

Herr K. murmelte einige unverständliche Worte, dann schwieg er. Der Oberst fügte dem Gesagten noch einige Worte der Ermahnung hinzu, dann schwiegen alle, da es schon spät war. Wir fuhren die ganze Nacht durch. Am nächsten Morgen nahm der Oberst den Gegenstand unseres Gesprächs wieder auf. Herr K. schien zu schlafen, obgleich seine Züge den Stempel der Unzufriedenheit trugen. Ich nahm meine Bibel zur Hand und las mit halblauter Stimme einige Abschnitte aus den Psalmen. Ich bemerkte bald beim Ummenden der Blätter, daß Herr K. nicht schlief, sondern sich verstellte, und als ich an die Worte kam: „Der Gesetzlose spricht nach seinem Hochmut: Gott wird nicht nachforschen. Alle seine Gedanken sind: ‚Es ist kein Gott‘“ (Ps. 10, 4), da sah ich, wie er errötete; auch der Oberst und die beiden Kaufleute bemerkten es.

Gerade jetzt hielt die Post, damit die Pferde ruhen und gefüttert werden sollten. Aus einem Hause an der Landstraße traten drei Kinder, deren jüngstes ein Knabe von etwa drei oder vier Jahren war. Das älteste Mädchen bot uns wohlriechenden Thymian an, der auf diesen Bergen in großer Menge wächst. Ich nahm ein Sträußchen und

gab ihr eine Kleinigkeit. „Mögen Sie lange leben!“ riefen die Kinder aus. Offenbar waren sie arm; daher gab ich ihnen noch etwas Geld, worauf sie mir von neuem ein langes Leben wünschten. „Wie lange soll ich denn leben?“ fragte ich das älteste Mädchen. „O, so lange wie möglich!“ „Nun, wie lange denkst du denn?“ „Ich weiß es nicht,“ sagte sie errötend. „Wer kann es wissen?“ fragte ich sie. Sie war erstaunt; und die Mitreisenden, auch Herr A., wurden auf unser Gespräch aufmerksam. „Wer kann es wissen, wie lange ich noch lebe?“ wiederholte ich. Die zwei Schwestern schwiegen, aber der Knabe sah mich mit seinen klaren blauen Augen an und sagte: „Nur der liebe Gott im Himmel weiß es.“

Der Oberst und die Kaufleute sahen Herrn A. an, der verwirrt und beschämt die Augen senkte.

Wir fuhren weiter. Erst schwiegen alle, dann sagte der Oberst: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast Du Dir ein Lob zugerichtet um Deiner Bedränger willen, um zum Schweigen zu bringen den Feind und den Nachgierigen.“ (Ps. 8, 2.) „Ja,“ sagte ich, „ein kleines Kind, das erst vor kurzem in die Welt geboren ist, weiß in seinem Herzen und bekennet mit seinem Munde, daß es einen Gott im Himmel gibt. Dagegen ein Mann, der während dreißig oder vierzig Jahren von Beweisen der Macht, der Weisheit und der unveränderlichen Güte Gottes Tag und Nacht umgeben ist, leugnet nicht nur die Macht, sondern sogar das Dasein Gottes.“

Der Gottesleugner blieb still, die Augen auf den Boden gesenkt. Meine Worte schienen ihn getroffen zu haben. Ich schwieg nun, um ihm Zeit zum Nachdenken zu lassen. Wir waren durch den Vorfall alle mehr oder weniger ernst gestimmt. Endlich sagte Herr A., der noch gestern über die Bibel gespottet und das Dasein Gottes geleugnet hatte, zögernd aber freundlich zu mir: „Sie sagten gestern zu dem Oberst, daß Sie heute aus der Bibel vorlesen wollten! Ich würde mich sehr freuen, das Wort Gottes zu hören.“

Dem Oberst kamen Tränen in die Augen; mir selbst war dies alles wunderbar, und ich sagte zu Herrn A.: „Lieber Freund, ist es möglich, daß Gott durch jenen kleinen Knaben zu Ihnen geredet hat?“ „Ja,“ sagte er, „seine Worte haben einen besonderen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe nie solche Gefühle gehabt, wie ich sie seit gestern habe. Wollen Sie mir die Worte vergeben, die ich gestern zu Ihnen gesagt habe?“ Der Oberst sagte: „Wenn Sie jetzt an Gott glauben, so ist dies die Wirkung Seines Heiligen Geistes, ein Anfang von dem, was Gott noch an Ihnen tun will.“

Wir lasen fast den ganzen Vormittag; zwischendurch sprach der eine oder der andere einige Worte über das Gelesene. Herr A. hatte mancherlei Fragen, die von dem Werke Gottes in seiner Seele zeugten. Viele Worte hatten ihn bis ins tiefste Herz getroffen; „denn das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert, und durchdringend bis zur Zerteilung der Seele und des Geistes, sowohl der Gelenke als des Markes, und ein Beurteiler der Gedanken und Gesinnungen des Herzens.“ (Hebr. 4, 12.) Er fürchtete erst, daß Gott ihm nicht vergeben und ihn nicht annehmen würde, aber das Wort Gottes nahm seine Zweifel bald alle weg. Wir sahen, wie der Herr in Seiner Gnade das Herz dieses Mannes belehrte und sich ihm als Heiland und Erretter offenbarte, obgleich dasselbe noch vor wenigen Stunden ganz verhärtet zu sein schien.

Wir kamen gerade zur Essenszeit in B. an und erfreuten uns an einem warmen Mittagessen in einem geheizten Zimmer, denn wir waren hungrig und durchgefroren. Unser neugewonnener Freund war ganz glücklich. Wir baten Gott um Seinen Segen, dann setzten wir uns zu Tisch. Unsere Unterhaltung war gesegnet. Der Oberst erzählte uns von seiner frommen Mutter, die mit ihm von früher Kindheit an täglich die Bibel gelesen hatte. Er hatte sich mit zwölf Jahren bekehrt. —

Als Herr A. auf die Erlebnisse der letzten Stunden

zu sprechen kam und besonders dankbar der Worte jenes kleinen Knaben gedachte, sagte der Oberst: „Das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, auf daß Er die Weisen zu Schanden mache; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, auf daß Er das Starke zu Schanden mache.“ „Ja, so ist es,“ sagte Herr A., „ich muß Ihnen auch noch bekennen, daß ich ein Wort des Spottes auf den Rippen hatte, als Sie das Kind fragten: „Wer weiß, wie lange ich noch lebe?“ Als aber der liebe kleine Knabe den Namen Gottes aussprach, konnte ich kein Wort hervorbringen; mir schien es, als sei der Himmel geöffnet, und das Auge des Allmächtigen sei auf mich gerichtet. Jener Augenblick wird mir unvergeßlich bleiben.“ Herr A. brachte nun jene gotteslästerlichen Bücher und verbrannte sie vor unseren Augen, indem er sagte: „Möchte Gott aus meinem Leben und Herzen alles Böse so hinwegnehmen, wie die Flammen diese schlechten, bösen Bücher verzehren.“ Zu uns gewandt sagte er dann: „O, wie fühle ich mich jetzt so frei. Lieber ließe ich meine Hand abhauen, als noch einmal ein solches Buch aufzuschlagen. Möchte ich immer mehr zu meinem Heil den Inhalt dieses teuren Buches verstehen lernen (er nahm dabei meine Bibel in die Hand), welches ich bisher verworfen und verspottet habe.“ Gott aber wird in Seiner Gnade diesen aufrichtigen Wunsch des Mannes gewiß nicht unerfüllt gelassen haben. —

b) Die Blume.

Als Napoleon I. Kaiser von Frankreich war, ließ er einen gewissen vornehmen Mann, namens Charney, den er des Hochverrats verdächtig hielt, ohne lange Untersuchung gefangen setzen. Charney war ein Atheist, d. i. ein Gottesleugner, war mit Gott und der Welt zerfallen; ob er aber wirklich ein Hochverräter war, ist nicht erwiesen.

Zu der Zelle, in welcher Herr Charney seine Haft verbrachte, gehörte ein kleiner Hof, in dem er täglich gewisse Stunden frei umhergehen durfte. Dort auf und ab

wandelnd, sah er des Tags die Sonne über sich und des Abends das reichgestirnte Firmament. Aber Gott sah er nicht, auch nicht in Seinen Werken. Er sprach nicht mit dem Psalmisten: „Durch Jehovas Wort sind die Himmel gemacht, und all ihr Heer durch den Hauch Seines Mundes.“ (Ps. 33, 6.) Ach nein, er redete wie ein Tor redet: „Alles kommt von ungefähr.“ Ja, Charney fragte diese Worte in der Bitterkeit seiner umnachteten Seele im Hof auf die Außenwand seiner Zelle.

Eines Tages nun, als Charney wieder seine kurzen Wanderungen in dem kleinen Hof machte, sah er zu seinen Füßen, nahe der Wand, zwischen den Steinen, ein Blümlein hervorsprossen. Der Anblick dieses Blümleins sollte in dem inneren und äußeren Leben des armen Gefangenen eine wunderbare Wendung herbeiführen. Er verfolgte täglich mit Interesse ihr Wachstum. Mancherlei Gedanken stiegen in dem Herzen des Mannes auf und brachen wie jene Blume aus hartem, steinigem Boden hervor.

Die erste Frage des Gottesleugners: „Wie kommt die Blume hier in den fahlen, hartgeplasteren Hof?“ ließ sich noch leicht beantworten. Ein Böglein vielleicht oder auch ein Windstoß hatte das Samenkörnchen hierhergebracht, und dasselbe hatte in einer Spalte Boden gefunden und Wurzel gefaßt. Aber da kamen noch andere Fragen: Warum ist die bescheidene Blume, deren Name Charney nicht einmal kannte, so wunderschön geschmückt und kunstvoll bereitet? „Ganz von ungefähr! — Von ungefähr? — Unmöglich, rein unmöglich!“ rief da auf einmal eine Stimme in seinem Herzen.

Die Blume sagte nichts und wußte nichts von dem Kampfe, der im Innern ihres täglichen Beschauers vorging. Sie blühte schweigend weiter, und redete doch so viel zu dem Manne. Sie wuchs gerade unter den Worten, die Charney in Manneshöhe an die Wand geschrieben hatte: „Alles kommt von ungefähr“, und sie schien ihm täglich zuzurufen: „Guter, alter Freund, da hast du etwas hingeschrieben, das ist doch recht dumm, eine große Torheit

und Lüge. Kann alles von ungefähr sein? Betrachte mich doch! Wie kommen diese zarten, kleinen Adern in meine Blätter? Warum sind sie so gleichmäßig und sinnig verzweigt, warum passen ihre Teile so vollkommen zu einander: warum nimmt jeder einzelne Zweig genau seinen Platz so ein am Stock, daß das Ganze schön gleichmäßig und harmonisch gebaut ist? Und warte nur erst, bis ich blühe!“

So wurde die Pflanze Charnen's Freund und auch sein Prediger in den Stunden der Einsamkeit. Als die Blume dann sich zu entfalten begann, war seine Freude groß. Ihr kleiner, zarter Kelch war weiß, purpurfarben und rot, am Rand mit einer allerliebsten Silberfranze eingefast. Welch ein großes Kunstwerk und welche große Schönheit war die kleine Blume! Der Gefangene machte ein Gestell von Hölzchen um die Blume her, um sie gegen starken Regen und kräftigen Wind zu schützen; und täglich betrachtete er sie mit gleicher Bewunderung. Aber die Blume schien ihn oft vorwurfsvoll anzuschauen und zu fragen: „Warum steht deine Lüge noch immer über mir an der Wand? Sie kann doch unmöglich länger noch deine Ueberzeugung sein. Begreifst du nicht, daß es Einen gibt, der alles erschaffen hat und am Leben erhält? Er hat auch mich so kunstvoll und fein bereitet.“

Charnen widerstand der Predigt nicht länger. Er glaubte ihr und zerstörte zum Zeugnis die lügenhafte Inschrift. Er sagte sich in seinem Herzen: „Ich bin ein Tor gewesen, aber Gott hat mich bezwungen und über meinen Stolz gesiegt.“ Er hätte jetzt mit dem Psalmisten von Herzen sagen können: „Durch Jehovas Mund sind die Himmel gemacht und all ihr Heer durch den Hauch Seines Mundes. So Er spricht, so geschieht es, und so Er spricht, so steht es da.“

Gott sandte dem einst so verirrten Manne noch einen anderen Segen durch diese Blume zu. Es war ein italienischer Gefangener auf demselben Hof, dessen Töchterchen die Erlaubnis hatte, ihren Vater zu besuchen. Dem Kinde gefiel es, daß der alte Mann die kleine Blume so liebte

und verehrte. Sie erzählte es der Frau des Gefängnisdirektors. Die Geschichte von dem Gefangenen und seiner Blume ging von einem zum anderen und kam auch zu den Ohren der liebenswürdigen Kaiserin Josephine. Dieselbe sprach mit dem Kaiser von diesem seltsamen Manne, der so viel auf eine Blume hielt, und der doch wohl ein liebes und weiches Gemüt haben müsse. Sie bewog den Kaiser, den Gefangenen vorzuladen, mit ihm zu reden und ihm die Freiheit zu schenken.

Charney kehrte erst zum Gefängnishofe zurück, nahm die Blume heraus und trug sie heim. Dort pflanzte er sie in sein Gewächshaus und pflegte sie weiter. Sie hatte ihn gelehrt, an Gott glauben, und hatte ihn aus zweifacher Gefangenschaft geführt. Den Rest seiner Tage verbrachte Charney in der Beschäftigung mit Gott und Seiner geoffenbarten Wahrheit und Seiner Herrlichkeit in der Natur, wie in Seinem ewigen Worte.

„Hat Gott nicht das Schwache der Welt auserwählt, um das Starke zu Schanden zu machen?“ Ja, „das Schwache Gottes ist stärker als die Menschen“. Und so auch ist der gekreuzigte Christus, „der den Juden ein Anstoß, den Nationen eine Torheit ist, den Glaubenden selbst Gottes Kraft und Gottes Wahrheit.“ (1. Kor. 1, 23. 24; Röm. 1, 16.)

25.

Der Glaube muß zuerst kommen.

Nach einer langen und schweren Krankheit im Jahre 188 . wurde mir von meinem Gatten und einigen anderen Aerzten angeraten, zur Kräftigung meiner noch sehr schwachen Gesundheit, mehrere Monate außerhalb Englands zu verbringen. Es war Sommer, und wir, mein Mann

und ich, reisten von Ort zu Ort, den Herrn jedesmal bittend, uns doch in jedem Falle an den Platz zu führen, wo wir, während meine Gesundheit gekräftigt würde, auch Gelegenheit hätten, einige heilsverlangende Herzen mit Jesu, dem großen Arzte der Seelen, bekannt zu machen.

Der Herr gab uns in Seiner reichen Gnade manche bestimmte Antwort auf unser Flehen. Eine Antwort besonders, obwohl dieselbe lange auf sich warten ließ, erfüllt noch heute, wenn wir daran gedenken, unsere Herzen mit Lob und Dank gegen Ihn, der über Bitten und Verstehen zu erhören vermag.

Es war gegen Anfang des Monats August, als wir in einem Dörfchen am schönen Rhein einige Zimmer in einem Gasthof bezogen. Die Aussicht von unseren Fenstern aus war herrlich. Wenn ich nicht imstande war, spazieren zu gehen, ließ ich mein Sofa auf den breiten Balkon bringen und erfreute mich im Anblick der schönen Gärten und Weinberge, der schattigen Wälder und Hügel und des stattlichen, schnell dahingleitenden stolzen deutschen Stromes. Die liebende Hand unseres himmlischen Vaters hatte uns augenscheinlich in diese Zimmer gebracht, denn wir hatten uns andere Zimmer ausgesucht; da aber der Wirt durch ein Versehen die von uns ausgesuchten Zimmer anderen Fremden überließ, wurden wir in diese schönen Räume gewiesen. Durch diesen so zufällig scheinenden Tausch lernten wir eine Seele kennen, die noch fern von Gott auf den dunklen Bergen des Unglaubens wanderte, nach der aber der gute Hirte sich längst mit heißem Verlangen gesehnt hatte, und der Er gewiß auch schon lange unausgesetzt nachgegangen war.

Neben unserem Balkon lag nur in geringer Entfernung ein anderer Balkon, zu dem eine Reihe von Zimmern gehörte, welche von den unsrigen nur durch eine dünne Wand getrennt waren. Von unseren Räumen aus hörten wir jeden Abend eine wohlklingende, weibliche Stimme laut vorlesen, manchmal französisch, manchmal italienisch, jedoch nur selten deutsch. Wir hörten die ver-

schiedenen Sprachen, verstanden manchmal auch einige Worte, eben genug, um die Sprache, die gelesen wurde, zu unterscheiden, jedoch ohne einen zusammenhängenden Sinn daraus fassen zu können. Der Umstand, daß wir Abend für Abend die Stimme so deutlich vernahmten, die Leserin uns aber stets verborgen blieb, ließ uns an der Nachbarin ein seltsames Interesse nehmen; wir beschäftigten uns mit ihr, ohne sie zu kennen, und wir fragten uns, wer wird sie sein, zu welchem Volke wird sie gehören und vor allem, wird sie den Heiland kennen und ein Kind Gottes sein?

Nach einigen Tagen sahen wir auf dem benachbarten Balkon eine junge und schöne Dame. Ihr Gesicht war gedankenvoll, fast männlich ernst; zeitweise lag ein trüber Blick in den klaren, dunklen Augen. Der Ausdruck ihres Gesichts wechselte häufig; bald offenbarte er einen lebhaften, durchdringenden Verstand und bald trat wieder ihre holde, weibliche Anmut hervor. Wir schlossen, daß dies die Vorleserin sein müsse, deren Stimme wir lange schon gehört hatten und fühlten uns nur noch mehr zu ihr hingezogen. Sie stand neben einem Herrn von schöner militärischer Haltung, der ihr Gemahl zu sein schien. Aus der Fremdenliste ersahen wir dann, daß es Oesterreicher waren.

Nach einem oder zwei Tagen, an welchen wir die Dame noch mehreremal auf dem Balkon sahen, wurde ich einige Tage krank. Während dieser Zeit wurde mir ein großer, sehr hübscher Blumenstrauß mit der Karte der „Freifrau v. G.“ — so hieß unsere Nachbarin — überbracht. Zugleich bat mich die Frau Baronin, über ihr Kammermädchen, falls ich dasselbe nötig hätte, ganz frei verfügen zu wollen und ließ fragen, ob sie nicht, wenn ich wieder besser sei, einmal bei mir vorsprechen dürfe. Nun war auf einmal gleichsam das eiserne Gitter zwischen den beiden Balkonen niedergelegt. Als ich hergestellt war, besuchten wir uns denn auch täglich. Der Baron machte lange Spaziergänge mit meinem Mann, und die Baronin und ich, wir blieben dann zusammen zu Hause.

In diesen Stunden erzählte sie mir viel aus ihrem Leben. Obgleich sie erst im Alter von 25 Jahren stand, war sie schon seit sieben Jahren verheiratet. Ihr Gatte war ihr alles, der einzige Gegenstand ihrer Verehrung, und sie der seinige. Sie erfreute sich keiner starken Gesundheit; ihr Gemahl hatte ihr zulieb deshalb seiner ehrenvollen Laufbahn in Oesterreich entsagt, hatte den väterlichen Stammsitz, dessen Klima ihrer Gesundheit nicht zusagte, aufgegeben, um immer an ihrer Seite sein zu können. Sie waren beständig auf Reisen, hielten sich hie und da einige Zeit auf, um zu beobachten, welcher Ort ihrer Gesundheit am zuträglichsten sei. Sie erzählte mir ferner, daß sie oft vom Fenster aus hätte meinen Mann und mich aus und ein gehen sehen und daß sie sich beide nach unserer Bekanntschaft gesehnt hätten, denn wir schienen beide stets so glücklich zu sein.

Wir fühlten, daß die ganzen Umstände durch den Herrn so geordnet worden waren, uns zusammenzuführen, besonders noch, als die Baronin uns sagte, daß wir die ersten Fremden seien, deren nähere Bekanntschaft sie auf ihren Reisen gesucht hätten.

Bald schon fanden wir aber, daß, so natürlich anziehend und wirklich liebenswürdig auch die junge Baronin war, dieselbe doch leider den Herrn und Heiland nicht kannte, und daß in ihrem Herzen, obwohl sie auf Erden so viel besaß, ein unbefriedigtes Sehnen war, ein geheimes, ungestilltes Verlangen, eine schmerzliche Leere, der sie keinen Ausdruck zu geben wußte. Wie deutlich zeigte es sich auch in ihrem Falle, daß Reichthum, Glück, Rang, Jugend, Schönheit und Bildung und auch das innigste Band menschlicher Liebe, an der Seite eines zart- und treuliebenden Gatten durchs Leben zu wandern, nicht imstande sind, ein Herz wahrhaft zu befriedigen; denn das menschliche Herz ist dazu geschaffen, Gott kennen zu lernen und sich in Ihm zu erfreuen.

Ja, Gott allein, mein lieber Leser, kann das tiefe Verlangen und die Leere deines Herzens stillen und füllen, Gott allein kann es in Christo Jesu befriedigen, Er allein

vermag das Weh des Herzens, das du gewiß schon manchmal gefühlt und das du vergeblich da und dort zu heilen oder zu vergessen versucht hast, zu heilen. Darum ruft Er dir von Herzensgrund auch heute zu: „Wohlan, die ihr durstig seid, kommet und nehmet Wasser des Lebens umsonst!“

Wir sprachen mit unserer neuen Freundin von Jesu und sagten ihr, daß Er das Geheimnis unseres Glücks und unserer Freude sei, die sie wahrgenommen habe. Er habe auch ein Recht an uns, da Er unseren Platz im Gericht am Kreuze eingenommen und unsere Schuld bei dem gerechten Gott völlig bezahlt und vollkommen getilgt habe, indem Er für uns gestorben sei. Er habe uns auch als die Seinigen vor Gott hingestellt in dem Werte Seiner Person, so daß Sein Platz droben nun auch unser Platz sei. Wir erzählten ihr, daß somit unsere Vergangenheit göttlich geordnet und darum auch unsere Zukunft völlig sicher sei: ein ewiges Teil in Gottes Herrlichkeit; und daß Er, unser geliebter Herr, nun auch unser treuer Führer sei in der Gegenwart durch dieses flüchtige, wechselvolle Erdenleben. Seine Nähe mache uns das Schwere leicht, das Dunkle hell.

Dies alles interessierte die Baronin sehr und zog sie an. Jesus war für sie aber nur ein Gegenstand der bloßen Hochschätzung, den sie gern als Freund und Vorbild des Lebens besitzen wollte; aber als den ewigen Sohn Gottes vermochte sie Ihn nicht anzuerkennen und anzunehmen, denn dies war ihrer bisherigen Anschauung und Belehrung entgegen. Sie konnte auch nicht die Notwendigkeit Seines Opfertodes fassen, sondern vertraute ihrer armen menschlichen Vernunft und Tugendhaftigkeit. Die Autorität der Bibel als ein Ganzes — als Gottes Wort — stellte sie in Abrede, war jedoch bereit, einige Teile davon als göttlich anzunehmen. Von allen Seiten geliebt und verehrt, konnte sie es ferner nicht verstehen, daß sie vor Gott eine elende, verlorene Sünderin sein solle, und daß Jesus entweder ihr das sein müßte, was Sein Name besagt: „Jehova — Erretter“ oder gar nichts.

Die Zeit verging, ihr Interesse vertiefte sich, und ihr Herz wurde angezogen; doch ihre menschliche Vernunft kam ihr immer in den Weg. Ihr Verlangen, die Wahrheit kennen zu lernen, wuchs; sie weinte zuweilen, wenn wir von diesen Dingen redeten, sie war „fast überzeugt“; sie nahm „beinahe“ das Heil Gottes in Jesu an, beinahe, aber nicht ganz.

Als der letzte Tag unseres Zusammenseins herankam, nahm sie mit großer Gemütsbewegung und unter vielen Tränen von uns Abschied. Wir versprachen einander zu schreiben, tauschten unsere Adressen aus und verließen den Ort in der folgenden Woche.

Der Baron selbst kannte die Schwierigkeiten und Zweifel seiner Gemahlin nicht, er befundete aber auch andererseits nicht das von ihr wirklich empfundene Interesse an der Wahrheit. Er nahm das Gesagte als möglich oder wahr an, aber es wahr nichts für ihn. „Religion,“ so dachte er, „ist nur für Frauen und Priester.“

Nach unserer Rückkehr nach England schrieben wir, wie versprochen, und sandten auch einige Bücher mit, von denen wir hofften, daß sie unserer Freundin zum Segen sein würden. Vergeblich warteten wir jedoch auf eine Antwort. Wir sprachen oft von ihr miteinander und gedachten ihrer auch vor dem Herrn im Gebet. Sie schien so nahe der Rettung gewesen zu sein und war doch nicht errettet worden, das schmerzte uns tief.

Vier Jahre rollten so dahin, ohne daß unsere Pfade sich wieder gekreuzt hätten oder daß uns eine Nachricht von ihnen zugegangen wäre.

Es war zur Sommerzeit, wir bereiteten uns gerade vor, England wieder zu verlassen, als mein Mann in Edinburg eines Tags dem Baron begegnete. Das Zusammentreffen schien aufs neue rein zufällig zu sein, doch wußten wir, daß der Herr die Dinge so geführt hatte. „Wie froh wird meine Frau sein, die auch hier ist, wenn ich ihr sagen werde, daß ich Sie gesehen habe,“ waren des Herrn von C. erste Worte; „sie hat stets so sehr danach

verlangt, Sie nochmals zu treffen. Durch ein Versehen wurde Ihre Adresse in einem Kulte zurückgelassen; und so wußten wir nicht, wo Sie zu finden sein würden.“ „Wir werden kommen und Sie heute nachmittag noch besuchen,“ war die kurz entschlossene Antwort meines Mannes; was wir denn auch taten. „O,“ sagte die Baronin nach unserer Begrüßung, „wie froh bin ich, Sie wiederzusehen; ich habe die ernstesten Unterhaltungen, die wir oft in . . . gehabt haben, nicht vergessen; und ich habe oft zum Herrn gefleht, falls diese herrlichen Dinge wahr und auch für mich bestimmt wären, mich Sie nochmals wiedersehen zu lassen. Es schien dies aber nicht so leicht zu sein. Doch schon seitdem ich wußte, daß wir nach England kommen würden und besonders seit dem Tage, da wir hier sind, habe ich täglich zu dem Herrn gefleht, uns zusammenzuführen. Ich dachte, daß keine Antwort mehr kommen könnte, weil wir in drei Tagen diesen Ort verlassen müssen; und selbst, als mein Mann heute nach Hause kam, konnte ich kaum glauben, daß die Antwort gekommen sei. Es scheint, als ob Gott in dieser Sache an mich gedacht hat.“ Ferner teilte uns die Baronin mit, daß sie wiederholt an uns geschrieben, jedoch niemals die Briefe abgesandt habe. Sie konnte uns nicht schreiben, daß sie glauben könne und Frieden habe, und sie dachte, es würde uns nur Schmerz verursachen, zu wissen, daß sie sich immer noch in ihrem alten Zustande befände. Später hatte sie auch unsere Adresse nicht mehr besessen. Die Welt mit ihren wechselvollen Umständen und Satan suchten den in ihr Herz gestreuten Samen wegzunehmen. Doch er war bis jetzt noch in der Erde; nur war er noch nicht aufgegangen und hatte noch keine wahre Frucht gebracht.

Für den kommenden Tag luden wir den Baron und seine Gemahlin zu uns ein. Wir flehten ernstlich zum Herrn, doch ihre Augen zu öffnen, daß sie Jesum erkennen möchte. Er erhörte auch unser Flehen. Sie erkannte, daß Gott uns mit einer Offenbarung Seiner selbst beglückt hat, und daß die Heilige Schrift diese Offenbarung ist, und

daß dieselbe nur zum Teil und nicht ganz annehmen, nur hieße, sie überhaupt nicht als Gottes Wort betrachten; aber mehr noch: unsere Freundin glaubte nun von Herzen an Jesum, den Sohn Gottes, den Heiland der Welt, der auch ihr Heiland war und ihre Sünden durch Sein Blut getilgt hatte. Fast Seite für Seite lasen wir nun mit einander in der Bibel das Zeugnis, das Gott über Seinen Sohn gezeugt hat. Der Glaube nahm an Stelle der Vernunft Besitz von ihrem Herzen, und Frieden und Ruhe folgten ihm auf dem Fuße nach.

Ihre eigenen Worte, die sie nach einiger Zeit brieflich an mich richtete, bezeugen am besten die Veränderung, die bei ihr stattgefunden hatte:

„. . . Ich kann Ihnen nie genug für die Geduld danken, die Sie und der Herr Doktor, Ihr lieber Gatte, mit mir gehabt haben; aber es ist diejenige des Herrn Jesu. Ich muß mich über mich selbst wundern, daß ich so schwer zu glauben vermochte, doch ich sehe, daß die größte Schwierigkeit in mir gelegen hat. So lange ich über Gott und Gottes Wort in meinem törichten Stolz die Vernunft gebrauchte, konnte ich gar nichts verstehen; doch als ich einfältig zu Ihm kam und meine eigenen Gedanken fahren ließ, Ihn bittend, mir doch Seine Gedanken kund zu tun, machte Er mir alles so klar. Ich fühle mich selbst so unwürdig, doch wenn ich selbst an die Leiden und an den Tod, die der Herr Jesus für meine Sünden erlitten hat, denke, und daß gerade meine Sünden es waren, die mich verhinderten, Ihn eher zu erkennen, so zieht dies mein Herz so zu Ihm hin, daß ich begehre, alle meine Freude nur noch in Ihm zu finden.“

Die Liebe des Herrn, die in das Herz der jungen Christin ausgegossen war, machte sie in Wahrheit demütig. In betreff einer sehr lieben Verwandten schrieb sie mir: „Denken Sie, daß ich es kaum wage, ihr zu sagen, was der Herr für mich getan hat. Ich bin so ängstlich, ihr nicht die rechte Hilfe zu sein, weil ich nicht so imstande bin, ihr die Wahrheit völlig klar ans Herz zu legen.“

In meiner Antwort führte ich die Stelle an: „Gehe heim zu deinen Freunden und sage ihnen, welche große Dinge der Herr an dir getan hat.“ Ihre Antwort lautete: „Ich habe an geschrieben und bat sie, zum Herrn zu flehen, ihr doch die Wahrheit zu zeigen. Ich sagte ihr, daß, wenn sie Ihn wirklich nötig hätte, Er sicherlich auch ihr antworten würde, wie Er es bei mir getan habe. Ich dachte früher, du mußt erst verstehen, um zu glauben, doch fand ich, daß der Glaube zuerst kommen muß, und wir dann anfangen zu verstehen. Ich sehe jetzt, wie ungemein verkehrt es von mir war, zu denken, daß wir — schwache, sündige und gefallene Kreaturen, die Unendlichkeit der Weisheit und Heiligkeit Gottes verstehen könnten. Ich bitte Gott, mich doch mehr und mehr mit Jesu, meinem Herrn und Heilande, bekannt zu machen, und vor allem auch meinen teuren Gatten zu sich zu ziehen.“

Einige Zeit später schrieb sie in einem ihrer Briefe, daß ein oder zwei nahe Verwandten von ihr den Herrn und Heiland gefunden hätten; doch immer wartete sie noch auf die Freude, ihren Mann im Herrn mit ihr vereint zu sehen, nicht also nur für diese Zeit, sondern auch die Ewigkeit. Von Anfang an widersprach er ihr nie. Sie war so der Mittelpunkt aller seiner Gedanken, daß er fast glücklich zu sein schien, als er sah, daß seine Gemahlin noch eine große Freude mehr hatte als bisher, die er allerdings nicht mit ihr zu teilen vermochte. Doch dies genügte ihr nicht. Es kann auch diese Stellung nie ein Herz befriedigen, welches in Wahrheit etwas von der Liebe Gottes versteht und das etwas davon erfahren hat, was es heißen würde, in Ewigkeit von Christo getrennt zu sein. Der Herr aber, der das anhaltende gläubige Gebet der Seinigen nicht unbeantwortet läßt, wird auch unsere Freundin in ihrem Flehen für ihren Gatten noch erhören.

26.

„Ich kam zu Jesu, wie ich war!“

(Der Traum eines jungen, sterbenden Naturforschers.)

„Ich kann nicht glauben, was ich nicht mit meinem Verstand begreifen kann!“ Dies waren die Worte eines liebenswürdigen, aber freisinnigen jungen Mannes; und damit wandte er sich ab vom Worte Gottes. Er war leidend. Tag für Tag eilte er schnell dem Richterstuhle näher, woselbst Gottes Gedanken und nicht mehr die des Menschen zur Geltung kommen. Was konnte die gläubige Mutter anders tun, als für ihren Sohn anhaltend beten? Was konnte der Vater, der in der Welt Gottes Wort verkündigte, anders tun, als fortfahren, die Liebe Gottes armen Sündern vorzustellen und seinen Sohn Gott zu überlassen? Unser kranker Freund war tief in die Wissenschaft eingedrungen. Die Natur hatte ihm ihre Schätze eröffnet. Die Sternkunde erfüllte ihn mit Bewunderung. Sein klarer Verstand erforschte mit großem Erfolg die Naturgesetze. Fels und Meer, Himmel und Erde, Tierwelt und Pflanzenwelt hatte er in das Bereich seines umfangreichen Studiums gezogen. An die Frage über den Ursprung aller Dinge und über die Ursache des Todes, die Sünde, und über das Jenseits alles Erschaffenen trat er aber nicht heran. Was er nicht mit dem Verstande ergründen konnte, das ging ihn nichts an, das wollte er nicht glauben.

Es war ein heißer Sommer am Kap. Die stehenden Sonnenstrahlen drangen tief in den trockenen Boden. Lautlose Stille herrschte. Kein Blättchen regte sich. Die Natur schien unter einem Druck zu liegen. Wie sehnte man sich nach Schatten und Kühle!

Unseren Freund aber finden wir auf dem Krankenbette. Seine Seele war in Unruhe. Ein Familienglied nach dem anderen versuchte, ihn auf den rechten Weg zu

führen; aber nichts half. Sein Wort war stets: „Ich kann nicht glauben, was ich nicht mit dem Verstand erfassen kann.“ Für die Angehörigen, die den teuren Kranken Tag für Tag beobachteten, war dessen innerer Zustand unendlich schwer; er eilte dem Tode und der Ewigkeit entgegen ohne jeden Strahl von Hoffnung, ohne Jesum. Der Tod ist eine geheimnisvolle Sache, obgleich er für den Christen seinen „Stachel“ verloren hat, weil dieser das ewige Leben besitzt, Gottes Kind und Erbe ist. Aber dennoch ist der Tod die Scheidung von Leib und Seele, der Schritt aus dem Leiblichen ins Geistige, aus dem Zeitlichen ins Ewige. Und ach! der Unbefehrte eilt ihm entgegen in dumpfer Verzweiflung. Seine umnachtete Seele sinkt immer tiefer in die Finsternis; er weiß, daß sein Leib dahinsiecht, und doch hat er nicht die gewisse und kostbare Hoffnung auf „ein Haus, nicht mit Händen gemacht, ewig im Himmel“. (2. Kor. 5, 1.)

Lieber Leser, wenn auch keine Krankheit dich an das Herannahen der Todesstunde erinnert, so mahnt dich doch Gottes Stimme und die Umgebung fast täglich an den Augenblick, da du vor Gott treten mußt. Und wenn das Blut Christi dich nicht vorher gereinigt hat, so stehst du nach dem Tode mit jedem Flecken und jeder Sünde vor dem alles durchdringenden Auge eines heiligen Gottes, der die Sünde haßt und in Gerechtigkeit straft.

Ruhelos lag der Kranke auf seinem Lager. Mochte sein Vater ihm in der einfachsten Weise Christum als Heiland verkündigen, er wollte es nicht annehmen. Auch alle Liebe seiner treuen Mutter konnte dem friedelosen Herzen keine Ruhe geben. Weder das Lallen der Kleinsten in der Familie, noch die liebevolle Fürsorge seiner Schwestern, vermochten ihm Christum zu zeigen. Ach! umgeben von all den Seinigen, die ihm Christum mit ihrem ganzen Leben und Tun verkündigten, stand er rettungslos dem Tode gegenüber. Kein „Helm des Heils“ schützte sein wehrloses Haupt; kein „Brustharnisch der Gerechtigkeit“ bedeckte sein klopfendes Herz; ohne „den Schild des

Glaubens“ ging er dem Feinde entgegen. Wie Goliath einst dem David, so rief ihm der Tod zu: „Komm her zu mir, daß ich dein Fleisch den Vögeln des Himmels und den Tieren des Feldes gebe!“ aber er konnte diesem nicht, wie David einst entgegen: „Ich komme zu dir im Namen Jehovas der Heerscharen.“

Ach, lieber Leser, keines Menschen Liebe kann dir ewiges Leben geben, du vermagst es nur von Ihm zu empfangen, der von den Seinigen sagt: „Ich gebe ihnen ewiges Leben,“ und Er ist bereit, es dir heute noch zu geben. Eile denn zu Ihm!

Satan glaubte sich seiner Beute schon sicher. Er lachte, schien's, höhnisch über den Schmerz und die Tränen der Eltern unseres jungen Freundes; aber von diesen geschah ein unaufhörliches Gebet zu Gott, der den Sünder liebt und nicht sein Verderben will.

Es war in einer heißen Sommernacht, als unser Freund endlich einschlief. Lange hatten ihm körperliche Leiden und innere Bedrängnis keine Ruhe gegönnt, aber nun gewann die Müdigkeit die Oberhand. Er träumte, er wandere unter brennender Sonnenglut eine staubige Straße. Schatten war weit und breit nicht zu finden. Ermattet schleppte er sich weiter. Ach, was hätte er gegeben, wenn ein kühlender Trank seine trocknen Lippen benetzt hätte. Mit neuem Mute wäre er weitergepilgert. Doch vergeblich spähte sein Auge in die Ferne. Kein „Schatten eines gewaltigen Felsen in lechzendem Lande“ war zu sehen. Keine „Quelle lebendigen Wassers“ erquickte seine dürstende Seele.

Plötzlich machte die Straße eine Wendung, und er stand an den klaren Fluten eines Baches. Gleichmäßig und ruhig floß das köstliche Wasser dahin. Nichts trübte seine Klarheit, kein Hindernis hemmte seinen Lauf. Ohne Zögern, ohne Fragen, ohne ein philosophisches Wie? und Warum? beugte er sich nieder und trank. Und wie mit deutlicher Stimme vernahm er dabei die Worte:

„Ich hörte Jesu Gnadenruf:
Verschmachtet bist du, komm!
Lebend'ges Wasser biet' Ich dir,
Tauch nieder in den Strom! — —
Ich kam zu Jesu und ich trank
Aus jenem Lebensquell,
Ich trank die Seele mir gesund
Am Wasser klar und hell!“

Dann erwachte er. Ja, nun war ihm alles klar. Er grübelte, anstatt einfach zu glauben und anzunehmen, was Gott aus unendlichem Erbarmen ihm, dem schuldigen Sünder, bot. Er forderte Beweise für Gottes Evangelium, während der Herr längst vor ihm stand und ihm lebendiges Wasser geben wollte.

Nun sah er Jesum und hörte Seine Stimme. Er untersuchte und zerlegte das Wasser nicht, er trank es, und sein Durst ward gestillt; seine Seele schöpfte neues, ewiges Leben. Er wandte sich zu Jesu, der die Mühseligen und Verlorenen zu sich ladet, und er fand in Ihm Ver-
söhnung und Leben, Ruhe und Frieden. Bald darauf durfte er voll Freude in dem Heiligen Geiste zu Jesu gehen und bei Ihm sein allezeit.

27.

Wie eine Chinesin in Jesu Christo Ruhe fand.

Frau So lebte in einem der chinesischen Dörfer am Meere. Sie war eine Witwe mit drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter. Früher waren sie in besseren Verhältnissen gewesen, was man schon an ihrem Haus sah, das zu den besten des armen Dorfes gehörte. Aber ehe der Mann starb, war es ihnen schlecht ergangen. Ein Teil ihrer Güter wurde verkauft und ein Teil des Hauses vermietet, und sie und ihre Kinder hatten nichts mehr als ein paar sehr kleine Felder und zwei Zimmer des väter-

lichen Hauses. Frau Lo war in verschiedener Beziehung eine merkwürdige Erscheinung. Sie war groß und schön, mit schwarzen, durchdringenden Augen, und hatte etwas Gebietendes in ihrem Wesen, so daß man Respekt vor ihr haben mußte.

Um sich und die lieben Ihrigen zu ernähren, bedurfte es vieler Arbeit und Selbstverleugnung, so daß ein minder starker Charakter davor gebebt hätte. Ihr Land brachte ihr nur sehr wenig ein. Ihre eigentliche Erwerbsquelle war ihr Webstuhl. Damals, ehe die englischen Stoffe so allgemein wurden, war in jedem Haus ein Webstuhl, wo die Frau mit ihren Töchtern, wenn sie solche hatte, die Zeuge wob, um die Familie zu kleiden. Aber es hieß unausgesetzt arbeiten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend konnte man denn auch das Weberschifflein erzählen hören von dem Kampf, den diese heldenmütige Witwe focht, um ihre Familie zu erhalten.

Trotz ihrer Mühe und Angst war sie eine sehr fromme Frau, das sah man an der Zeit und dem Geld, die sie dem Gözendienst widmete. Der Weihrauch vor dem Hausgötzen brannte nicht, wie gewöhnlich, nur bei festlichen Gelegenheiten, sondern immerfort. Für das harterworbene Geld wurde Weihrauch gekauft, und den ganzen Tag, während ihr Schifflein hin und her flog, und die ganze Nacht, wenn sie und ihre Kinder schliefen, stieg der Rauch vor dem Götzen auf und erfüllte das Zimmer mit seinem Wohlgeruch. Von Herzen wünschte sie, der Gott möchte merken, daß ihr höchstes Bestreben sei, ihm zu gefallen. Das machte sie sehr gewissenhaft in allen Opfern, die sie ihm brachte. Gewöhnlich verbrennt man Päckchen von Papiergeld vor dem Götzen, um ihn damit zu bestechen. Denn der Götze gilt für eben so habgierig wie seine Anbeter, und das Geld soll die gleiche Macht haben, ihn zu Wohlthaten zu bewegen, wie die Mandarinen (Priester), deren Herz durch ein schönes Geschenk am leichtesten gerührt werden kann. Oft enthalten diese Geldpäckchen nicht die richtige Zahl von Papierblättchen; der Götze kann das ja

nicht merken. Frau Lo versuchte nie, irgend einen Gott so zu betrügen. Sie zählte jedes Päckchen nach, um zu sehen, ob auch die nötige Anzahl Blätter darin sei, und alle unvollständigen wurden durch vollzählige ersetzt. Alles was zum Gözendienst gebraucht wurde, mußte vom Allerbesten sein.

Obwohl sie so fromm war, wollte doch kein Friede in ihr Herz kommen. Was war wohl schuld daran? In allen achtzehn Provinzen Chinas war wohl keine frömmere Seele als sie. Es fiel ihr aber nie ein, die Götzen zu beschuldigen. Sie hatte keinen Trost und keine Ruhe von ihrem Gottesdienst; aber der Fehler mußte ja wohl irgendwo bei ihr selber stecken, sonst hätte der göttliche Segen und Frieden für ihren treuen Opferdienst nicht ausbleiben können. In ihrer Friedlosigkeit opferte sie daher auch anderen Götzen. Der, der im Dorftempel saß, wurde gehörig verehrt, und sie wallfahrtete nach anderen Orten, um zu sehen, ob die Götzen dort, die berühmt waren wegen merkwürdiger Gebetserhörungen, Heilungen und Lebensrettungen, sich nicht herablassen würden, auch ihr zu helfen. Aber der Trost blieb aus, und ihr Herz hungerte und dürstete nach einer Antwort, die ihr noch kein Göze gegeben hatte. Indessen hatte schon längst der wahre und lebendige Gott, den sie nicht kannte, auf sie geachtet und den Trost für sie bereitet, der über alles Bitten und Verstehen hinausgeht.

Eines Morgens stand sie vor Tagesanbruch auf und bereitete das Essen, das ihren Kindern für diesen Tag reichen sollte. Sie hatte am vorhergehenden Abend ihr Gewebe vollendet und jetzt mußte sie damit in die Stadt, um es zu verkaufen. Sie sagte ihren Kindern, sie sollten die Thür schließen und drinnen bleiben, bis sie zurück sei. Sie fürchtete, es könnten Diebe kommen und das Wertvolle von ihrer geringen Habe stehlen. Die Kinder sollten sich eben unterhalten so gut es gehe, sagte sie, sie wolle sich bemühen, mit dem Abendbrot zurückzukommen.

Es wurde Nachmittag, bis sich ein Käufer für ihre

Ware gefunden. Nun eilte sie freudigen Herzens an den Landungsplatz und hoffte dort noch etwas ausruhen zu können, ehe sie das Boot bestiege. Sie ging durch die engen Gassen, ohne auf die Menschenmenge zu achten, durch die sie sich einen Weg bahnen mußte. Sie dachte nur an ihre Kinder, als ihre Aufmerksamkeit auf eine Volksmenge gerichtet wurde, die vor einem großen Hause, an dem sie vorüber mußte, versammelt war. Gewöhnlich bedeutet so ein Volksauflauf, daß irgend etwas vorgefallen sei; aber kein Geschrei, keine zornigen Reden waren hier zu hören. Alles stand schweigend, nur auf das achtend, was im Innern des Gebäudes getan oder gesagt wurde. Unwillkürlich lenkte auch sie ihre Schritte dahin, um das Geheimnis dieser Versammlung zu ergründen. Sie ahnte nicht, daß ihr unbewußtes Flehen zu Gott um Frieden jetzt erhört werde, und daß, ehe sie das Gebäude verließ, ein nie gekannter Friede, der höher ist, denn alle Vernunft, in ihr Herz einziehen sollte. Ohne es zu wissen, war sie in eine Missionskirche gekommen, wo eben die gewöhnliche Nachmittagspredigt gehalten wurde. Sie stand am äußersten Ende der Menge, sie wäre gern näher hinzugetreten; nach chinesischer Sitte aber mußte sie bescheiden an der Thür stehen bleiben. Aber auch hier konnte sie alles verstehen, was geredet wurde; es war so ganz anders, als was sie je von chinesischen Geschichtenerzählern, Wahrsagern und Priestern gehört. Alles, was der Prediger sagte, war so eigentümlich erhebend, dabei aber ihre Seele und Gewissen so mächtig durchdringend, wie sie nie etwas gehört. Er schilderte mit ergreifenden Worten das Teil eines Herzens, das Gott kennt und mit Ihm lebt, und zeigte dann, daß man es nie so weit bringen könne, solange man Holz und Steine anbete. Dann erzählte er von der Menschwerdung des Sohnes Gottes und verkündigte das Evangelium von der Sündenvergebung und Herzenserneuerung in Jesu, der in diese Welt gekommen, um das Verlorene zu suchen und selig zu machen, der auch heute noch verlangend Seine Arme nach den armen,

sündigen Menschenkindern ausstrecke und rufe: „Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch Ruhe geben!“

Frau Lo war wie festgebannt, während der Diener Gottes von Jesu sprach. Sie wagte kaum zu atmen, um nur kein Wort zu verlieren. Der Prediger sagte ja gerade das, was ihr alle diese langen Jahre hindurch gefehlt hatte. Endlich, endlich nach manchem vergeblichen Gang war sie an den Ort gekommen, wo ihr Herz Ruhe finden sollte. Dieser Mann mußte wissen, was sie fühlte und was ihr fehlte, denn ihres Herzens innerste Gedanken brachte er ans Licht. Sie wartete, bis die Predigt zu Ende war und die Männer sich zerstreut hatten, dann näherte sie sich dem Prediger und fragte ihn schüchtern: „Wo ist dieser Jesus, von dem du gesprochen hast, der so wunderbare Liebe zu uns Menschen hat? Ich habe bis heute nie von Ihm gehört, und nie ist meine Seele durch eine Geschichte so ergriffen worden wie durch diese.“ „Jesus,“ antwortete der Prediger, „ist der Sohn Gottes, der auf die Erde kam, um für uns arme Sünder zu sterben. Er ist der Erlöser der Menschheit, der Heiland der Welt, und durch Ihn können alle gerettet werden. Er lebt und thront zur Rechten Gottes droben im Himmel.“ Und dann verkündigte er der heilsverlangenden Seele weiter das Evangelium von Jesu. Der Herr aber tat ihr das Herz auf, wie einst der Lydia. (Apostelg. 16.) Sie fand in Jesu die Erfüllung all ihres Sehns. „Ich fand in Ihm,“ hat sie später oft gesagt, „alles was mein Herz wünschte. Er nahm Besitz davon.“

Als das Boot vom Ufer stieß, gab es wohl in ganz China kein glücklicheres Menschenkind als Frau Lo. Als sie heimkam, war ihr Herz so voll von dem, was sie gesehen und gehört hatte, daß sie von nichts anderem mit ihren Kindern reden konnte, und diese waren entzückt, und bis tief in die Nacht hinein mußte sie erzählen. Bald war das Weihrauchfeuer vor dem Götzenbild ausgelöscht, um nie mehr angezündet zu werden. Auch der Göze selbst

wurde von seinem Ehrenplatz herabgenommen und in die Kumpelkammer geworfen. Hinfort wurde hier nur noch der eine und wahre Gott angebetet.

Bald darauf zog Frau So ganz in die Stadt, um Gottes Wort regelmäßig hören zu können und ihre Kinder in christlichen Schulen erziehen zu lassen. Die Tochter heiratete später einen eingeborenen Prediger. An seiner Seite hat sie lang im Segen gewirkt. Frau So selbst ist über achtzig Jahre alt geworden und hat dem Zeugnisse des Herrn dort viel Segen und Freude bereitet, indem sie treu Dem zu leben begehrte, der für sie gestorben war.

28.

Wie einer ein Priester und Kriegsmann wurde,
aber nicht im Seminar und in der Kaserne.

(Von ihm selbst erzählt.)

So oft ich an die Tiefe denke, aus welcher Gottes Gnade mich gerettet hat; was es für ein Leben war, das ich ohne Christum führte, trauert mein Herz. Zugleich aber muß ich auch danken und loben, daß Gottes Erbarmen und Liebe mich gesucht und gefunden hat.

Ich bin im südwestlichen Frankreich geboren und römisch-katholisch erzogen. Sieben Jahre meiner Jugend verbrachte ich in einem Seminar, um Priester zu werden. Ich studierte Theologie, Philosophie und was dazu gehört, bestand meine verschiedenen Prüfungen und erlangte das Zeugnis der Reife.

Mit der Religion nahm ich es ernst, nahm jede Gelegenheit wahr, Gott zu nahen, soweit ich es verstand, ging daher wöchentlich dreimal zur Beichte und nahm ebenso oft das „Sakrament“. Aber dabei fühlte ich mich

nie glücklich, beklagte, daß böse Gedanken und weltliche Begierden in mir waren, die ich nicht ausrotten konnte und fand keine Ruhe in der ermüdenden Routine meiner religiösen Pflichten, so treu ich sie auch erfüllte. Um die Wurzel der Sünde in mir zu zerstören, fing ich an, meinen Leib zu kasteien. Ich aß und trank vielfach ganze Tage lang nichts, verbrachte viele Nächte im Hersagen von Gebeten und zerschlug meinen Rücken mit einem Strick voller Knoten, wie die Dominikaner einen solchen um die Lenden tragen.

Ich habe wohl nicht nötig, zu sagen, daß ich mit diesem allen in der Erlangung der Ruhe und Heiligkeit keinen Schritt weiter kam. Dies machte mich völlig mutlos, bis mir alles zum Ueberdruß wurde, mein halbes Mönchsleben und mein eigenes Ich. So faßte ich denn den bösen, gottlosen Entschluß, sobald ich wieder frei würde, ungezügelt meinen Leidenschaften zu folgen.

Als ich zwanzig Jahre alt war, wurde mir dazu die Gelegenheit geboten. Ich mußte ins Heer eintreten, um meiner Militärpflicht zu genügen. Mit einem Seufzer der Erleichterung kehrte ich dem Priesterseminar den Rücken; denn ich war beim Austritt schlimmer daran als beim Eintritt. Da ich die Abgangsprüfung gemacht und mir gute Kenntnisse erworben hatte, durfte ich wählen, ob ich zehn Jahre als Lehrer an einer Militäranstalt oder fünf Jahre in einem Linienregiment dienen wolle. Ich entschied mich für das erstere und führte während der Zeit meines Lehrerberufs in der That ein ebenso zügelloses Leben, wie ich früher in allem aufs strengste gegen mich angegangen war und meinen Leib gemartert hatte. Diese Ungebundenheit und Freiheit gefiel mir; und ich gelobte mir, daß Menschen mir nie mehr etwas zu sagen haben sollten.

Aber glücklich war ich auch in dieser Zeit nicht. Die Freuden dieser Welt stillen ja des Herzens Sehnen nicht; je mehr man aus ihnen trinkt, desto brennender und quälender wird der Durst. Nur wer aus den Quellen

trinkt, die Jesus gibt, wird nimmermehr dürsten. Aber Ihn kannte ich ja damals noch nicht. Wohl erwachte mein Gewissen von Zeit zu Zeit, aber es war keine Kraft in mir, um aus den Banden frei zu werden, die mich gefangen hielten.

Etwa drei ein halb Jahre hatte ich diese Lehrerstelle bekleidet, als mir von einem Herrn von der Regierung, gelegentlich einer Inspektion unserer Anstalt, gesagt wurde, daß ich in Kürze in eine entlegene andere Anstalt befördert würde. Ich war in meinem törichtem Stolz darüber aufgebracht, daß ich — so mir nichts, dir nichts — in eine andere, wenn auch bessere Stelle geschickt werden solle, und sagte, daß ich dann lieber aus dem Lehrerdienst ausscheiden wolle. Das stand mir natürlich frei; niemand gab mir gute Worte, aber ich hatte nun volle fünf Jahre im Heere zu dienen. Die drei ein halb Jahre Lehrtätigkeit wurden mir für nichts gerechnet.

Wer das Militärleben etwas kennt, kann sich denken, welch eine Rute ich mir mit diesem Schritt auf den Rücken gebunden hatte. Ich, mit meinem stolzen Sinn, von dem bekannt geworden war, daß ich mir von keinem Menschen mehr etwas sagen lassen wollte, mußte nun als gemeiner Soldat gehorchen lernen. Man hat im Heere gar viele Mittel und Wege, um einen stolzen, steifen Nacken unter das Joch der eisernen Disziplin zu beugen. Das erfuhr ich und wußte auch, was mir bevorstand, wenn ich mich nicht entschloß, jedermann den vollen schuldigen Gehorsam zu leisten. Ich tat dies daher und bekam zuletzt Lust und Liebe zum Soldatenstand. Gott aber, der mein rebellisches Herz kannte, hatte diese bitteren Wege benutzt, um mich zu beugen. Doch wurde damit allein meiner Seele noch nicht gedient.

Als meine Vorgesetzten nämlich die Veränderung bei mir wahrnahmen, erlangte ich ihre Gunst und wurde rasch von Stufe zu Stufe befördert, so daß ich nun in Offiziersrang stand und mich zum Offiziersexamen vorbereitete. Meine Eitelkeit fand darin Befriedigung, und ich hielt

streng darauf, daß man mir jede mir zukommende Ehre erwies.

Und wie wunderbar ist die Gnade, daß gerade diese Eitelkeit dazu führte, daß mir Gott nahe trat, um mich Armen endlich aus der Verblendung meines Herzens zum Licht und in Seine Gemeinschaft zu führen.

Eines Tages inspizierte ich nämlich, wie gewöhnlich, die Zimmer meiner Mannschaften, da bemerkte ich einen von den 24 Leuten, die auf diesem Zimmer lagen, in nachlässiger Haltung dastehen. Wohl war er, wie die übrigen, aufgestanden, als ich eingetreten war, aber anstatt kerzengerade zu stehen, die Fersen geschlossen, die Hände an der Hosennaht, stand er mit gesenktem Kopfe da und hielt ein Papier in der Hand, das er aufmerksam las, als wäre ich nicht im Zimmer. Ich wurde sehr zornig, hielt sein Tun für eine persönliche Beleidigung, die er mir zufügen wolle, diktierte ihm zwei Tage Mittelarrest, riß ihm sogar das Papier aus der Hand, zerknitterte es und steckte es in meine Tasche, um es daheim zu lesen.

Daheim holte ich das Papier hervor, breitete es vor mir aus und las. Es war ein Traktat. Schon die Ueberschrift waren wie Nägel und Spieße für mich. Mit fetten Buchstaben standen oben am Kopfe des Blattes die drei Worte:

„Gott! Seele! Ewigkeit!“

Es waren dies keine unbekanntenen Worte für mich, wie sich der Leser leicht denken kann. Aber ich hatte ihnen längst den Laufpaß gegeben und versucht, nicht mehr an sie zu denken. Nun aber standen sie groß vor mir und zwar nicht nur in Buchstaben. Gott machte diese Worte lebendig, daß mir auch ihre Bedeutung ernst wurde. Ich wurde mächtig ergriffen. Der Schreiber des Traktats bezeugte eindringlich, daß es einen lebendigen, ewigen und heiligen Gott gibt, mit dem meine unsterbliche Seele einmal zu tun bekomme, und daß davon, wie diese Stellung meiner Seele zu Gott sei, meine ganze Ewigkeit

abhänge: Himmel oder Hölle, Seligkeit oder Verdammnis.

Lange saß ich vor dem Traktat und ermog alle diese Worte, und als ich endlich aufstand, konnte ich mich von ihrer Gewalt nicht losmachen. Ich ordnete alsbald die Freilassung des Soldaten an, dem ich das Blatt abgenommen hatte, und befahl ihm, zu mir zu kommen. Ich fragte ihn, ob er das glaube, was in dem Traktat zu lesen sei. Der Gefragte konnte aber nur sagen, daß er ein Protestant sei, jedoch nicht wie jene Protestanten, die ihm diesen und andere Traktate zugeschickt hätten, und daß diese wohl die richtigen Leute wären, um mir alles zu sagen, was ich zu wissen wünschte. So mußte ich den Mann, ohne mehr hören zu können, entlassen, bat ihn aber, mir noch andere von diesen Blättern zu verschaffen. Er schrieb denn für mich heim, und bald bekam ich durch die Post von einem Herrn aus Genf einen Pack neuer Traktate zugeschickt. Ich las sie alle sorgfältig durch, fand aber keinen Frieden.

Nicht lange nachher erhielten wir beide, der „Protestant“ und ich, mit vielen anderen Leuten, Urlaub, und ich begleitete den Kameraden in seine heimatlichen Berge, wo ich „die anderen Protestanten“ kennen lernen und sprechen wollte.

Die Verwandten meines Begleiters bewillkommneten uns in ungeheuchelter Herzlichkeit in ihrem einfachen, aber behaglichen Bauernhause.

Zwei Drittel aller Dorfbewohner kamen, uns zu begrüßen. Am dem Abend war eine Gebetsversammlung im Hause. Ein Tisch wurde in die Mitte des Zimmers gestellt, darauf eine Bibel und ein großer Stoß Liederbücher gelegt; und um den Tisch her stellte man dann Stühle und Bänke, soviel man finden konnte. Ich war jedenfalls der einzige in der ganzen Versammlung, die sich eingefunden hatte, dem diese Einrichtung noch neu war. Als nun alles da war, was kommen wollte und in Ruhe seinen Platz eingenommen hatte (ich denke, es waren etwa

60 Personen, junge und alte Leute), da sang man gemeinsam ein geistliches Lied. Dann erhob sich einer der Bauern, ein ehrwürdig aussehender alter Mann, mit weißem Haar, nahm die dicke Bibel und las in würdigem Ernste eine Anzahl von Stellen laut vor. Dann knieten alle nieder zum Gebet.

So seltsam es auch lauten mag, so ist es doch wahr, daß ich an jenem Abend zum erstenmal in meinem Leben beten hörte, und ich kann niemand sagen, wie sehr es mich ergriffen hat. Ja, ich hatte in den traurigen Tagen meines siebenjährigen Aufenthaltes im Priesterseminar täglich Duzende von Gebeten hergesagt und hersagen hören, aber an jenem Abend erst hörte ich wirklich beten. Viele beteten nach einander, es schien mir, alle beteten, nur mein Freund aus der Kaserne und ich nicht.

Als die Versammlung zu Ende war, suchte ich, um allein zu sein, bald das Zimmer auf, wo mein Bett stand. Aber der Schlaf floh mich. Die Gesichter, die Stimmen, die Lieder und die Gebete kamen alle der Reihe nach vor mich; und in der Stille jener Nacht wurde mir's klar, daß ich Gott nicht kannte, daß ich errettet werden mußte.

Aber auch Satan machte sich auf und flüsterte mir ins Ohr, daß ich mich habe fangen lassen. Er erregte meinen Stolz und fragte mich, was ich hier in den Bergen unter den protestantischen Bauern verloren hätte, die nicht einmal richtig französisch sprechen könnten, und daß ich mich gar von ihnen aus dem Sattel werfen ließe. Ja, der Feind siegte in jener Nacht. Ich entschloß mich, am anderen Morgen fest aufzutreten und die Bauern fühlen zu lassen, wer ich sei und was ich wisse. Als ich diesen Vorsatz gefaßt hatte, fiel ich endlich in Schlaf.

Früh am nächsten Morgen suchte ich mir den alten Mann auf, der gestern abend die Stellen aus der Bibel vorgelesen hatte. Es war ein schwacher, stotternder Mann, der nur mit Mühe französisch redete; immer wieder fiel er zurück in sein Patois.*) Mit ihm eröffnete ich nun

*) sprich Patois; französischer Bauerndialekt.

eine Disputation; aber, meine Freunde, wie gründlich schlug er mich! Der alte Mann war in der Bibel merkwürdig zu Hause. Ich hatte von solcher Bibelkenntnis keine Ahnung. So oft ich auch einen Anfall und Angriff auf ihn machte, so oft warf er mich sofort mit einem neuen: „So steht geschrieben,“ und „so sagt Gottes Wort“ zu Boden. Zuletzt bemerkte er, als er gesehen, wie ich ihm immer widersprach: „Also sind Sie gesonnen, noch länger ein Sünder zu bleiben?“ „Nun, Sie sind doch wohl auch ein Sünder,“ entgegnete ich. „Ja,“ antwortete er sanft, „auch ich bin von Natur ein Sünder, aber ich bin begnadigt und errettet.“

Hierauf verließ ich ihn.

An diesem Abend war wieder eine Gebetsversammlung im Dorf. Ich und mein Kamerad gingen auch in diese Stunde. Der Alte war auch da, und wohl alle, die ich am Abend zuvor schon gesehen hatte, waren gekommen. Einige von ihnen, darunter besonders der alte Mann, beteten für uns, „den Besuch,“ „die zwei Soldaten,“ daß Gott doch an uns dieselbe große Macht erweisen wolle, die Er auch an ihren Herzen zur Bekehrung kund getan habe; daß Er uns die Augen öffnen möchte, um uns zu zeigen, daß wir einen Heiland nötig hätten.

An jenem Abend ergriff mich der Geist Gottes mächtiger als je. Ich brach noch denselben Abend gründlich zusammen. Alle meine Sünden traten vor mich hin, während mein ganzes Leben im Flug an meinem Geist vorüberzog. Ich warf mich auf die Kniee, barg mein Gesicht in meine Hände und schluchzte laut. Ich bekannte Gott, daß ich ein verlorener Sünder vor Ihm wäre, der mit seiner Schuld längst die Hölle verdient. Eine alte, gläubige Frau im Hause, die mich schluchzen hörte, trat zu mir hin und fragte, was mein Kummer sei. Ich gestand ihr, wie böse mein Leben gewesen und welch ein hoffnungslos verderbtes Herz ich hätte, so daß ich vor Gott verwerflich und verloren sei.

„O,“ sagte sie, „dann habe ich ein Wort von Gott für Sie.“ Damit holte sie ihre Bibel, schlug sie bei

Jesaias 1, 18 auf und bat mich, die Stelle laut zu lesen. Ich las: „Kommet denn und laffet uns mit einander rechten, spricht Jehova. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ Dann wies die Christin auf Jesaias 43, 25 hin, und ich las: „Ich, Ich bin es, der deine Uebertretungen tilgt um Meinetwillen; und deiner Sünden will Ich nie mehr gedenken.“

Es waren dies wirkliche Worte von Gott für mich. Sie waren Balsam und Heilung für mein geängstigtes Gewissen und meinen zerschlagenen Geist. Ich setzte auf diese Gnade Gottes, die sich in solchen klaren und herrlichen Worten mir verbürgte, mein ganzes Vertrauen, glaubte Gott und fand Frieden. Wohl wurde ich noch manchmal in meinem Frieden d. h. in der Gewißheit meiner Errettung durch Zweifel gestört, aber auch diese hörten auf, als mir aus Gottes teurem Worte die ewige Vollgütigkeit und Vollkommenheit des Opfers Jesu Christi, wie auch meine Einheit mit Ihm, meinem verherrlichten Erlöser selbst, klar wurde. Ja, das füllte mein Herz mit Dank und Anbetung zu Gott, meinem Vater. Ich konnte von da ab als „Priester“ von Gottes Gnaden Gott „geistliche Schlachtopfer“ darbringen, Ihn anbeten im Geist und in Wahrheit. (1. Petr. 2, 5; Joh. 4, 23.) In jener ersten Zeit meiner Anfechtung war mir eine Schrift des bekannten Evangelisten Moody: „Der Weg zu Gott“ recht zum Segen.

Mein Urlaub ging zu Ende, und ich mußte zum Regiment zurück. Mit einer Bibel unter dem Arm und einem Büchlein „Geistlicher Lieder“ in der Tasche rückte ich in der Kaserne ein. Mein Herr und Heiland gab mir Mut, Seinen Namen unter den Kameraden zu bekennen. Aber als ich von dem Frieden und der Freude redete, die ich in Jesu erlangt hätte, lachten sie mich aus. Die einen nannten mich „Jesuit“, die anderen: „Narren“. Aber der Herr segnete das Zeugnis in Seiner Kraft.

Der erste, der in der Kaserne Frieden fand, war kein anderer, als jener „Protestant“, mein Freund, welcher das Werkzeug in Gottes Hand gewesen war, mich zu lebendigen wahren Christen und Boten des Friedens zu führen. Dann wurde ein zweiter bekehrt, dann ein dritter, zuletzt waren es unserer zehn. Wir mieteten uns ein Zimmerchen in der Stadt und unter manchem Widerspruch und Hohn, wie sich denken läßt, kamen wir dort allabendlich zur Betrachtung des Wortes Gottes und zum Gebet zusammen. Und ach, welch gesegnete, herrliche Stunden gab uns der gute Herr und wie reichlich nährte und erquickte Er unsere Seelen!

Ich hatte noch anderthalb Jahr zu dienen, als ich bekehrt wurde. Meinen Plan, Offizier zu werden, gab ich auf, um für meinen Herrn, der mich teuer erkauft hatte, ganz frei zu sein, „ein Kriegsmann Jesu Christi, der sich nicht verwickelt in die Beschäftigungen des Lebens“. (2. Tim. 2, 4.) So ist es nun meine Freude und mein Vorrecht, für Ihn zu leben und zu arbeiten, der, Gott zum ewigen Ruhm, in diese Welt gekommen ist, Sünder zu suchen und selig zu machen; der auch dich, geliebter Leser, wenn du noch nicht Sein Eigentum sein solltest, heute noch retten kann und will. Wende dich zu Ihm; denn siehe, schon ist alles bereit!

29.

Eugène Réveillard.

(Die Bekehrung eines französischen Rechtsgelehrten.)

Herr Eugène Réveillard war ein wohlbekannter Pariser Rechtsgelehrter, ein Mann von großen Fähigkeiten und zugleich der Herausgeber der politischen Zeitschrift: „Le Signal.“ Seines Glaubens war er dem Bekenntnisse nach ein Katholik, aber tatsächlich glaubte er vom ganzen Christentume nichts. Er hat uns erzählt, wie Gott ihn

zum Glauben und zur Erkenntnis des Heils gebracht hat. Eines Freitags mittags besuchte eine befreundete protestantische Dame seine Frau. In der Nacht hatte er einen Traum. Er hatte ein Religionsgespräch mit einem katholischen Priester. Dieser sagte: „Was aber die Protestanten betrifft, so ist's bekannt, daß diese überhaupt nichts glauben.“ Da kam plötzlich die Dame, die am Nachmittag zu Besuch dagewesen war, dem Träumenden ins Gedächtnis. „Entschuldigen Sie,“ sagte er, „ich weiß so viel, daß die Protestanten wenigstens dieses glauben.“ Und damit begann er, im Traum dem Priester das bekannte apostolische Glaubensbekenntnis herzusagen: „Ich glaube an Gott, den Vater“ u. s. w. Als er nun an die Worte kam: „Ich glaube an den Heiligen Geist,“ da konnte er nicht weiter. Er erzählte uns: „Ich kann Ihnen nicht sagen, was in diesem Augenblick in meiner Seele vorging. Im 9. Kapitel der Apostelgeschichte finden Sie, wie sich jener wunderbare Vorgang erklären läßt. Ich bin überzeugt, daß der Herr Jesus, der damals vom Himmel her zu Saul von Tarsus redete, in jener Nacht auch zu mir sprach; und meine Seele ist genesen. Er offenbarte sich mir, dem Sünder, als mein Gott-Heiland.“

Am nächsten Morgen, als Herr R. erwachte, sagte er zu seiner Frau: „Frau, der Herr Jesus hat mich errettet.“ „Ach!“ sagte diese, „du glaubst ja gar nicht an Ihn.“ Ihr Mann antwortete: „Jetzt kenne ich Ihn.“

Am folgenden Sonntag ging Herr Réveillard in eine ihm bekannte protestantische Kapelle. Der gläubige Prediger sprach über die Person und das Werk des Heiligen Geistes, wie Er die geistlich Toten erleuchtet und lebendig macht. Am Schluß der Predigt sagte er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit: „Wenn jemand da ist, der die Wahrheit des Gehörten an sich erfahren hat und bezeugen kann, so möge er es kundtun.“ Da erhob sich unser Freund und sagte: „Vor 48 Stunden noch glaubte ich weder an Gott, noch an Christus.“ Dann erzählte er,

was Gott an ihm in jener Nacht getan, wie Er ihm die Augen des Herzens geöffnet habe.

Schnell verbreitete sich nun das Gerücht, der Redakteur des „Le Signal“ sei plötzlich verrückt geworden. Aber der Leitartikel in der folgenden Nummer des genannten Blattes zeigte, daß der Schreiber gar wohl bei Sinnen war. Doch gab R. den Posten, den er als Rechtsgelehrter bekleidete, auf und wandelte die Zeitschrift „Le Signal“ um in ein christliches Blatt, das im Verlag von Grapart, Rue de la Paix, Paris erscheint.

Herr Réveillard selbst ist seit jener Zeit, nun schon mehrere Jahre, ein treuer Diener des Evangeliums in Frankreich.

30.

Fäden in Gottes Hand.*)

Es war ein lieblicher Sommerabend vor nun mehreren Jahren, als ich mit einem teuren, hochbetagten Freunde unter einer Eiche saß und mit ihm über ernste Dinge plauderte. Mein Freund stand schon seit vielen Jahren im Werke seines Erlösers und Herrn; zuvor aber war er Offizier im englischen Heere gewesen und hatte als solcher auch unter dem Herzoge von Wellington in Spanien gedient, wie auch später in der berühmten Schlacht von Waterloo mitgekämpft.

Gott hatte ihn manche wunderbare Wege geführt, und es war ein seltener, aber hoher Genuß, den stattlichen und ehrwürdigen Greis im Silberhaar von Gottes Führungen mit ihm erzählen zu hören. In der trauten

*) Aus F. Bevans: „Seven true stories“ („Sieben wahre Geschichten“) mit gütiger Erlaubnis der uns befreundeten Verfasserin für unser Büchlein übersetzt. D. S.

Stunde an einem Abend wagte ich es, ihn zu bitten, mir eine Geschichte aus seinem Leben zu erzählen. Er versprach's, und nachdem er eine Weile sinnend in die Ferne geschaut, als wollte er lang entschwundene Tage und Dinge sich ins Gedächtnis rufen oder sich innerlich sammeln, hob er an:

Nach der Schlacht von Waterloo marschierten die Engländer und Preußen bekanntlich nach Paris. Wir waren alle gar frohen Muts und dachten nicht anders, als daß wir sofort mit klingendem Spiel in die schöne Haupt- und Weltstadt einziehen würden. Dies ging jedoch nicht so schnell. In Paris waren noch viele von Napoleons alten Offizieren und es wurde befürchtet, daß diese bei unserem feierlichen Einzuge etwa böse Dinge anrichten möchten. So mußte erst das Feld von ihnen gesäubert werden und darüber vergingen mehrere Tage, die wir vor Paris still liegen mußten. Viele Pariser Familien, das wußten wir, hätten uns mit aufrichtiger Freude begrüßt; sie waren Anhänger des alten bourbonischen Königshauses, die glücklich waren, daß wir Napoleon aufs Haupt geschlagen hatten. Besonders war dies bei vielen adligen Familien der Fall, die auf unseren Einzug mit Jubel warteten.

Ich war damals ein recht unruhiger, lebenslustiger Patron, und so war es keine geringe Geduldsprobe für mich, außerhalb Paris zu liegen, während mich nach einem fröhlichen Leben unter den uns befreundeten Pariser Familien verlangte. Eines Tages sagte ich darum zu einem meiner Freunde: „Was meinst du dazu, wenn wir heute abend beim Dunkelwerden in einfacher Kleidung nach Paris hineinritten? Wir bleiben dort bis morgen und können, ehe man uns vermißt, wieder zurück sein.“ Mein Freund war gleich mit meinem Vorschlag einverstanden, und so ritten wir fort, ohne bemerkt zu werden. Wir sahen uns Paris an und begaben uns dann zu später Stunde in einen Gasthof zur Ruhe.

Früh am nächsten Morgen, wir waren noch am

Frühstück, hörten wir, daß ganz Paris in Bewegung sei, weil heute vormittag noch die englische Armee einrücken werde. Wir warfen uns auf unsere Pferde und hofften, noch zeitig genug zurück zu sein bei unserem Truppenteil. Wir sahen, wie die kaiserliche Fahne von den Tuilerien herabgeholt wurde und wie bald statt ihrer die alte, weiße Fahne im Winde flatterte. Dann kamen wir in die Vorstadt St. Denis, wo uns schon die ersten englischen Truppen begegneten. Wir wünschten natürlich nicht mit ihnen zusammenzutreffen und schlugen deshalb einen anderen Weg ein, der aufs freie Feld hinausführte. Hierbei mußten wir eine der langen und engen Straßen passieren, in denen einige der altadligen französischen Familien wohnten. Vor der Tür eines stattlichen Hauses hielt ein Wagen, und da die Straße nicht breit war, so waren wir genötigt zu warten, bis sich dieser in Bewegung gesetzt hatte. Die Bewohner des Hauses waren glücklicherweise eben im Begriff, in den Wagen zu steigen.

Wie wenig dachte ich daran, daß unser Zusammenreffen mit diesem Wagen ein Glied bildete in einem herrlichen Plane, den Gott zum Preise Seiner Gnade gefaßt hatte! Ja, als solches sollte sich dieser Umstand eines Tages erweisen. Ich lebte in jenen Tagen sorglos dahin; mein einziges Begehren war, ein frohes, heiteres Leben zu führen. Weiter dachte ich nicht; der Gedanke an Gott und die Ewigkeit lag mir fern. —

Wir grüßten die adlige Herrschaft bei ihrem Einsteigen in den Wagen so höflich als möglich; es waren drei Damen in Weiß gekleidet, offenbar die Mutter mit ihren zwei Töchtern, und ein Herr. Als sich dann der Wagen in Bewegung setzte, trabten wir erst hinter demselben, später, so weit es ging, neben demselben her. Die Gräfin, denn solche war die Dame, eine treue Anhängerin des alten Königshauses, erwies sich sehr freundlich zu uns, als sie erkannte und vernahm, daß wir Offiziere des englischen Heeres waren, dessen Einzug heute erfolgte. Sie war über den Einzug so voller Freude, daß sie dem Heere festlich

geschmückt, entgegensuhr. Sie ließ mir sogar auf meine Bitte durch den Herrn, der sie begleitete, eine weiße Rosette, welche die Anhänger des bourbonischen Hauses heute alle zur Feier des Tages trugen, überreichen.

Noch ehe wir mit unseren Pferden von der Landstraße abschwenken mußten, um zu unserem Truppenteil zu kommen, hatten wir die Erlaubnis erlangt, die Familie in Paris in ihrer Wohnung besuchen zu dürfen. Nach zwei Tagen schon machten mein Freund und ich unseren Besuch bei der Gräfin de S^{te} L. — Sie bewillkommnete uns herzlich und gestattete uns, als sie unsere Abkunft und Stellung erfuhr, ihre Familie ab und zu zu besuchen. In dieser Zeit bahnte sich zwischen Cäcilie, ihrer jüngsten, so anmutigen, wie geistvollen Tochter, und mir ein Verhältnis an, das die Gräfin gern zu sehen schien und mich glücklich machte.

Plötzlich aber wurde ich nach London abgerufen, und ich hatte nicht einmal Zeit, mir vor der Abreise noch die Erlaubnis zu erbitten, mit Cäcilie in Briefwechsel zu treten. Sehr sehnte ich mich darum nach einer Nachricht von ihr; endlich kam ein Schreiben von ihrer Mutter; aber sein Inhalt brachte mir große Trauer und nicht Freude: Es war eine gedruckte Anzeige der Gräfin von der Verlobung ihrer Tochter Cäcilie mit einem preussischen Edelmann.

Später hörte ich, wie diese schnelle Verlobung zustande gekommen war. Kurz nach meiner plötzlichen Abreise von Paris, hatte man zu Ehren des Königs von Preußen, der auch mit seinen Truppen in Paris feierlich Einzug gehalten, ein Fest veranstaltet. Der Festsaal war überfüllt. Cäcilie, die mit ihrer Mutter und Schwester auch anwesend war, fiel in Ohnmacht, jedenfalls infolge der großen Hitze im Saale. Es war ein Augenblick der Verwirrung, da es nicht leicht war, Cäcilie herauszubringen. Der König sandte bestürzt seinen Adjutanten, um zu erfragen, was geschehen sei, und dieser geleitete Cäcilie hinaus und brachte sie mit ihrer Mutter und Schwester im königlichen Wagen heim. Am nächsten Tage gleich mußte derselbe

freundliche Offizier sich im Auftrage des Königs nach dem Befinden Cäcilies erkundigen, und so kam er nun oft in das Haus der Gräfin und warb bald um die Hand ihrer Tochter. So heiratete Cäcilie, auf den Wunsch ihrer Mutter, Herrn Freiherrn von L. und siedelte mit ihm nach Berlin über, wo sie, wie ich noch erfuhr, bald sehr gefeiert war. Ich war sehr unglücklich und sagte mir, wenn ich sie nur noch einmal hätte sprechen oder ihr schreiben können, um ihr zu sagen, wie alles gekommen war, so wäre der Schmerz nicht so groß. So verflossen Jahre. Ich versuchte Cäcilie zu vergessen und gab mich selbst einem lustigen Leben hin. Ich hatte manche Freunde, die von meiner Gesellschaft entzückt waren. Ich verstand gut zu singen, zu tanzen und zu musizieren. Da ich viel gesehen und viel in fremden Ländern erlebt hatte, so konnte ich auch viel erzählen. Auf diese Weise verfloß meine Zeit. Besuche des Morgens, Bälle, Musik und Theater des Nachts füllten sie aus. In meiner übrigen Zeit schrieb ich Gedichte, Theaterstücke und Novellen. Es war mir nicht bewußt, daß alle diese kostbare Zeit auf immer verloren war, ja noch mehr, daß mein Tun und Lassen auch anderen zum Schaden gereichte; denn wer nicht mit Christo sammelt, der zerstreut. Oder um es deutlicher zu sagen, wer nicht Christi Werk treibt, tut dasjenige Satans.

Der Gott aber, der reich ist an Erbarmen, öffnete zuletzt meine blinden Augen; ich sah ein, daß ich ein schuldiger, verlorener Sünder war, der auf dem breiten Weg und dessen einzigem Ziele, der ewigen Verdammnis, entgegenging. Und, Gott sei Dank, ich habe nach tiefen Herzensübungen, nach viel Seelenkampf und Noth, Jesum als meinen Heiland erkannt, der gekommen ist, um Verlorene zu erretten.

Wie wahr ist es doch, daß der Mensch nicht Gott, aber Gott den Menschen sucht! Ich hatte mich in meiner Blindheit nicht zu Ihm gewandt, um Trost und Glück für mein trostloses, törichtes Herz bei Ihm zu suchen, sondern zu den armseligen Dingen dieser Welt, die

doch mein armes Herz nicht zu befriedigen vermochten. Nun erkannte ich klar, daß mir Jesus Christus, Gottes Sohn, am Kreuze nicht allein meine Schuld gesühnt, sondern auch ein ewiges Heil und Glück erworben hatte, das mir niemand mehr nehmen konnte. Alles um mich her schien verändert: Mein Herz hatte Frieden und Ruhe.

Jetzt konnte ich auch Gott danken, daß Er mir nicht erlaubt hatte, Cäcilie zu heiraten. Zu der Zeit nämlich, als ich sie kennen lernte, war es mir völlig einerlei, was und woran ein Mensch glaubte, ob an Jesus oder an Heilige und Engel und was alles. Jetzt aber sah ich das Heil Gottes, und ich wußte, ich war gerettet, gerettet durch Ihn, der allein retten kann. Jesus allein ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch Ihn. Mein Herz war getrost und unaussprechlich glücklich, denn ich wußte, daß alle meine Sünden vergeben seien, und daß ich einen Platz bei Jesu in der Herrlichkeit hatte. Aber auch in meinem Glück hatte ich Cäcilie nicht vergessen. Ich flehte nun zu Gott, daß auch sie den Herrn Jesum kennen und so glücklich werden möchte, wie ich es war. Wohl hatte ich auch früher gewünscht, daß Gott sie glücklich machen wolle; allein, was ich damit meinte, betraf ihr Glück in dieser Welt und ihr irdisches Wohlergehen. Nun flehte ich zum Herrn, daß Er ihre Seele erretten möchte und war überzeugt, daß Er mich erhören würde, wengleich Jahre und Jahrzehnte dahingingen, ohne daß ich irgendwelche Nachricht von ihr erhielt. Zehn, zwanzig, dreißig, vierzig Jahre eilten dahin, aber kein Tag verging, ohne daß ich nicht für Cäcilie ernstlich zum Herrn gefleht hätte, daß Er sie erretten wolle.

Unterdessen hatte ich für meinen Herrn und Heiland mit Eifer gearbeitet und das Evangelium verkündigt; und da ich zuletzt etwas unpäßlich wurde, mußte ich notgedrungen auf einige Zeit für meinen Körper Erholung suchen.

Ein lieber Freund von mir, ein Arzt, versprach, mich nach Italien zu begleiten, wo ich einige Zeit verbringen

folgte. In Rom verließ mich mein Freund und ich blieb dann allein in Mailand und dem wundervollen alten Benedig zurück. Die Zeit meiner Rückkehr nahte heran, und da mich mein Weg durch Deutschland führte, so wurde der Wunsch in mir wach, einige der deutschen Städte zu sehen, die geschichtlich denkwürdig sind. So machte es mir z. B. viel Vergnügen, die alten Städte zu durchwandern, in denen Luther gelebt und gelehrt hat. Dabei kam ich auch nach Leipzig. Hier war die große Völkerschlacht einige Jahre vor der Schlacht von Waterloo geschlagen worden, und ich gedachte, dieses Schlachtfeld zu besichtigen. Aber Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken; dies mußte ich auch hier erfahren. Als ich nach Leipzig kam, regnete es in Strömen, und nach einem einzigen Gang über das Schlachtfeld beschloß ich, nach Berlin weiterzufahren. Viele Arbeiter des Herrn waren gerade um diese Zeit in Berlin zu einer Konferenz vereinigt. Es waren Männer dort versammelt von fast allen Staaten Europas und darunter manche meiner englischen Freunde. In Berlin angekommen, ging ich alsbald auf jene Zusammenkunft; da aber nur deutsch dort gesprochen wurde, dessen ich nicht mächtig war, so verstand ich nichts von dem, was gesagt wurde. Sobald ich es schicklich tun konnte, ging ich deshalb hinaus und machte einen Spaziergang durch die breite Straße „Unter den Linden“. Dort kam mir plötzlich der Gedanke: „Ob wohl Cäcilie noch hier in Berlin ist und zu finden wäre?“ — Ich versuchte, mir den Namen ihres Gatten ins Gedächtnis zurückzurufen, aber es gelang mir nicht völlig. So ging ich in den Laden eines Buchhändlers und bat um das Adreßbuch von Berlin. Die Namen, die mir am ähnlichsten zu sein schienen, schrieb ich mir auf. Es waren deren etwa sieben. In drei Häusern sprach ich sodann vor, konnte aber dort nichts über Cäcilie und ihre Familie in Erfahrung bringen.

Entmutigt trat ich aus dem letzten Hause und wollte von dem Vorhaben, Cäcilie in der großen Stadt zu finden, als von einer Unmöglichkeit, absehen, da kam einer meiner

englischen Freunde auf mich zu und sagte zu mir: „Wollen Sie nicht mit zum König?“ „Wieso zum König? Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete ich, „was sollen wir beim König?“ Mein Freund teilte mir nun in Eile mit, daß der fromme König von Preußen*) alle Fremden, welche zur Konferenz gekommen waren, zu sich nach Potsdam in seinen Palast eingeladen habe. Es sei ein Extrazug bereit, um alle Teilnehmer dahin zu bringen; die Abfahrt desselben fände schon um 2 Uhr statt.

„Sie haben nur Ihre Festkarte vorzuzeigen, um mitzufahren,“ meinte mein Freund. „Ich habe keine Festkarte,“ war meine Antwort, „ich wäre sonst gerne mitgefahren.“ „Vielleicht können Sie aber noch eine auf dem Bureau in der Stadt bekommen, wenn Sie gleich zum Bureau laufen.“ Ich beeilte mich, den Rat meines Freundes zu befolgen und traf den Herrn, der die Karten auszugeben hatte, vor dem Hause; er hatte das Bureau geschlossen und wollte zum Zug, um auch nach Potsdam zu fahren. „Es ist zu spät,“ entgegnete er mir, als ich ihn um eine Karte bat; doch als er meinen Namen erfuhr, lief er zurück und kam nach einigen Minuten mit einer Karte für mich wieder. „Ich fürchte nur, ich werde darüber den Zug versäumen,“ sagte er, als er mir meine Karte überreichte. Eine Droschke brachte uns jedoch noch rechtzeitig zum Zug. Kaum hatten wir in demselben Platz genommen, da dampfte er ab. So erreichten wir Potsdam.

Der König empfing uns auf der Terrasse. Es waren nahezu 1200 Personen anwesend. Da ich sah, daß die Förmlichkeiten sich sehr in die Länge ziehen würden, so suchte ich aus dem Gedränge herauszukommen und fand mich bald neben einem abseits stehenden preussischen Offizier. „Kennen Sie vielleicht General von L.,“ fragte ich diesen. So lautete nämlich einer der sieben Namen, welche ich mir in Berlin in mein Notizbuch geschrieben hatte. „Ah!“

*) Es war Friedrich Wilhelm IV.; die genannte Konferenz („Allianz-Konferenz“) fand im Jahre 1857 statt. —

sagte dieser, „Sie meinen gewiß General von L.“ wobei er den Namen etwas anders aussprach. Ja, dies war der Name; ich erinnerte mich dessen jetzt ganz genau wieder. „Kennen Sie ihn?“ fragte ich. „Jawohl, er ist ein alter Herr,“ erwiderte der Offizier. „Er heiratete vor langen Jahren eine französische Dame, welche einen großen Teil ihrer Zeit am Hofe zubringt.“

So war Cäcilie also noch am Leben. „Wissen Sie, wo sie wohnen?“ fragte ich. — „Hier in Potsdam und zwar gar nicht weit von hier“ sagte er, „in einem Hause auf dem Hügel außerhalb des Parks, der . . . berg heißt.“

Ich nahm Abschied von meinem freundlichen Auskunftgeber und machte mich auf den Weg nach der Wohnung des Generals von L. Ich ging durch die prachtvollen Schloßgärten, ohne sie viel zu bewundern; mein Herz war im ernstesten Gebet zu Gott, daß Er mich leiten möchte auf diesen ernstem Gang und mir die Worte geben wolle, um Frau von L. in kurzer, aber passender Weise das Werk Christi verkündigen zu können. Der Umstand, daß ich über vierzig Jahre täglich für das Heil ihrer Seele zum Herrn gefleht, und daß Er mich so wunderbar nach Potsdam und in ihre Nähe gebracht hatte, gab mir Mut, voranzugehen.

In wenigen Minuten schon hielt ich mit einer Droschke vor dem eisernen Thor eines stattlichen Hauses. Hier wohnte also General von L. Ein Bedienter, den ich fragte, ob ich die Herrin des Hauses sprechen dürfe, führte mich in das Empfangszimmer und bald trat Frau von L., die sichtlich leidend war, mich aber freundlich grüßte, herein. Sie fragte mich höflichst, wen sie die Ehre habe, zu empfangen; ich entgegnete: „Erinnern Sie sich noch des Tages, als die britische Armee in Paris einzog?“ Sie schaute mich groß an, schlug dann ihre Hände zusammen und sagte: „Ganz gewiß; und Sie sind sicherlich Alexander!“

Und damit fing Cäcilie an, mich an hundert Dinge aus jenen Tagen zu erinnern, fragte, wie mir's seit jener Zeit ergangen sei, und erzählte mir, daß Gott ihr fünf

Söhne und zwei Töchter gegeben habe, die eine derselben sei schon Witwe, die andere aber noch bei ihr im Hause. „Sie sollen sie sehen,“ sagte sie und eilte in ihrer Lebhaftigkeit zur Schelle, um die Tochter gleich herbeirufen zu lassen.

Als nun fürs erste Mal ein Augenblick des Schweigens eintrat, sagte ich mir: „Wenn du nicht jetzt mit ihr vom Herrn Jesu redest, sofort, so hast du nachher keine Gelegenheit mehr dazu.“ Darum sagte ich zu ihr: „Frau von L., Gott hat mich Sie noch einmal hienieden treffen lassen. Ich habe seit vielen Jahren für Sie gebetet. Und mein Gebet betraf das Heil Ihrer Seele.“ Und hiermit erzählte ich, welche große Veränderung mit mir vorgegangen sei; welche große Dinge der Herr der Herrlichkeit an mir getan, und wie Er mir die Augen über das Teil des Menschen vor Gott geöffnet und meine Seele vom ewigen Verderben errettet habe. Ich fuhr dann fort, ihr in aller Freimütigkeit die Notwendigkeit der Rettung des Menschen und Gottes ewiges und freies Heil in Christo zu verkündigen. Dabei kam ich auf die Lehren der römisch-katholischen Kirche zu reden, in der Cäcilie erzogen worden war, und sagte ihr offen, wie Gottes Wort ganz anders rede und lehre als die römischen Priester. Die Heilige Schrift allein sei Gottes Wort und Gottes Wahrheit.

Indem ich noch so redete, öffnete sich die Thür und herein trat die Tochter. „Komm näher, Boulou, begrüße einen alten und lieben Freund von mir. Wer ist es wohl; was meinst du?“ Schüchtern sagte die freundliche Tochter: „Wie könnte ich es erraten, Mutter!“ „Nun, rate einmal,“ sagte diese, „ein alter, lieber Freund, von dem ich euch oft erzählt habe.“ „Ach,“ sagte die Tochter erstaunt, „es ist doch nicht etwa Herr D . . .?“ „Ja,“ sagte die Mutter, „du hast's erraten.“

Fräulein „Boulou“ trat näher und küßte die Hand, die ich ihr zur Begrüßung hinreichte und sagte: „Wie froh bin ich, Sie kennen zu lernen.“ — Ich aber wünschte, die kostbare Zeit für meine ernste Mission, die Gott mir in

diesem Hause gegeben, völlig auszukaufen und fing wieder an, mit Cäcilie von dem Herrn Jesu und Seinem Werk und Seiner Liebe und Gnade zu reden. Aber ich merkte bald, daß sie in Gegenwart ihrer aufmerksam lauschenden Tochter diese Unterhaltung nicht liebte und nicht mehr aufmerkte, so brach ich ab in der Hoffnung, daß Gott mir noch eine Gelegenheit geben würde, weiter zu reden von dem Einen, das not tut.

Es war nun inzwischen recht spät geworden, und ich mußte aufbrechen um nicht den Zug nach Berlin zu versäumen. Cäcilie bat mich, am nächsten Tag wieder zu kommen. Ich sagte ihr, daß ich bereits einigen Freunden versprochen habe, den morgigen Tag mit ihnen zu verbringen, würde aber sehr gern den Tag darauf wieder vorsprechen.

An diesem Tage kam ich und fand Cäcilie allein im Gesellschaftszimmer. „Ich freue mich, mich mit Ihnen über unseren Gegenstand weiter unterhalten zu können,“ sagte sie bei unserer Begrüßung. Ich überreichte ihr nun ein französisches Testament, in das ich ihren Namen geschrieben, und sie versprach mir auf meine dringende Bitte, fleißig darin zu lesen. Ich sagte ihr dann, daß der Heilige Geist allein imstande sei, sie Gottes Wort verstehen zu lassen. Hierauf kam die Rede auf die Lehren der katholischen Kirche und ich fragte sie, ob auch ihre Tochter, die ich vorgestern kennen gelernt, katholisch sei. Sie sagte: „Natürlich, alle meine Kinder sind katholisch.“

Ueberdies kam „Doulou“, wie sie von der Mutter genannt wurde, zur Türe herein. „Mein liebes Kind,“ sagte ich zu ihr, „ich habe Ihrer Mutter soeben ein Geschenk gemacht und habe auch ein solches für Sie.“ Hiermit übergab ich ihr gleichfalls ein Neues Testament, schrieb ihren Namen hinein und sagte ihr, daß es das Buch Gottes sei. Als nun zwei junge Männer in das Zimmer traten, wollte ich mich verabschieden und sagte, daß eine Droschke vor dem Gartentor auf mich warte, aber Frau von L. bat: „O, senden Sie denselben fort; mein Wagen kann Sie

zu jedem anderen späteren Zuge an den Bahnhof bringen.“ So ging ich hinaus, um dem Kutscher seine Taxe zu bezahlen und denselben wegzuschicken, als „Voulou“ hinter mir herkam und sagte: „Mutter hat mich gebeten, Ihnen behilflich zu sein, da Sie ja kein Deutsch verstehen.“ Die Sache war bald erledigt und der Kutscher fuhr weg. Dann wandte sich „Voulou“ zu mir und sagte: „Herr D., Gott hat sie zur rechten Zeit und Stunde hierhergeschickt; Sie kamen gerade in dem Augenblick, da ich der Hülfe so nötig bedurfte. Lange schon erkannte ich, daß viele Lehren der katholischen Kirche falsch sind. Und ich kann es nicht länger ertragen, Unhänglichkeit an die katholische Religion zu erheucheln, da ich dem Herzen nach nur noch Jesum als meinen Mittler und Heiland kenne und auf Sein Opfer und Verdienst einzig und allein mein Heil gründen kann. Ich wußte nicht, was ich tun sollte; ich fürchtete, meine Mutter würde sterben, wenn ich ihr eröffnen würde, daß ich die katholische Kirche verlassen und nicht mehr zur Messe gehen wolle. Vorgestern nun, kurz zuvor, ehe Sie kamen, sprach ich mit der einzigen Freundin, die um mein Geheimnis weiß, über meinen Kummer, und sie riet mir, meiner Mutter frei zu offenbaren, wie ich innerlich stünde. Dann beteten wir gemeinsam ernstlich zum Herrn, daß Er mir zu Hülfe kommen wolle, um meiner Mutter mein Vorhaben mitteilen zu können. Aber obwohl ich dem Herrn alles übergeben hatte, war meine Angst bei dem Entschluß, möglichst heute noch mit meiner Mutter zu reden, so groß, daß ich ganz krank war. Ich konnte nicht zu Tisch kommen und war auf meinem Zimmer im Gebet. Da kam der Diener, um mir zu sagen, daß Mutter mich bitten lasse, einen alten Freund zu begrüßen. Ich gab zur Antwort, daß ich zu unwohl sei, herunter zu kommen, fühlte aber gleich, daß ich doch gehen müsse, wenn ich mir auch dieserhalb keine Rechenschaft zu geben wußte. Als ich die Thür öffnete, hörte ich Sie mit meiner Mutter von göttlichen Dingen reden. Dies ermutigte mich, näher zu treten, und wie war ich überrascht, Sie so unerwartet kennen zu lernen; Mutter

hat uns oft von Ihnen erzählt. Und welche Freude war es erst, zu vernehmen, daß Sie seit lange ein Diener Gottes sind; und wie mußte ich Gott danken, daß Er Sie gerade den Nachmittag zu uns sandte.“ — So gingen Fräulein „Loulou“ und ich lange im ernstesten Gespräch im Garten auf und ab. Cäciliens Tochter war wirklich heilsverlangend und in tiefen Seelenübungen; der Herr aber hatte mich zu rechter Zeit ihr zu Hülfe gesandt. Mein Herz floß über von Dank gegen den Herrn und Seine gnädige Leitung, daß Er mich so sichtbarlich in dieser Sache geführt hatte. Ja, „wie unerforschlich sind Seine Wege!“

Den Abend hatte ich wenig Gelegenheit, noch mit Cäcilie mehr über das Heil ihrer Seele zu reden. Am nächsten Tage mußte ich Berlin verlassen, und so sah ich meine lieben Freunde nicht mehr wieder. Fräulein „Loulou“ aber, Cäciliens Tochter, hatte mir versprochen zu schreiben, und sie hielt Wort. Sie teilte mir mit, daß zur Verwunderung aller Bekannten ihre Mutter keinerlei Unwillen oder gar Zorn gezeigt habe, wie man es erwartet hatte, als sie ihr bekannte, nicht länger mehr katholisch bleiben zu können. Und zwei von ihren Brüdern, die, ohne daß man es ahnte, auch in ihren Gewissen lange schon beunruhigt waren, folgten ihr und verließen die katholische Kirche. Sie hatten früher, aus Furcht, ihre streng katholische und leidende Mutter zu betrüben oder gar zu töten, ihre Ueberzeugung verheimlicht. Nun legten sie ein offenes Zeugnis von ihrem Glauben ab.

Die Hauptsache aber war dies, daß Cäcilie, „Loulous“ Mutter, selbst eine ganz andere geworden war. Sie widersprach ihren Kindern mit keinem Wort. Sie las selbst täglich in ihrem Neuen Testamente, und Friede und Freude erfüllten augenscheinlich nach einiger Zeit ihr Herz; sie sprach nur noch wenig. Und zwei Monate später rief sie der Herr ab. Aber aus allem, was meine junge Freundin mir über die letzten Tage ihre Mutter schrieb, kann man nichts anderes, als die Gewißheit gewinnen, daß

Cäcilie im kindlichen, wahren Glauben an den Herrn Jesum aus der Welt schied und zu Ihm, ihrem Erlöser und Herrn, gegangen ist. Ihre Tochter sandte mir das Neue Testament zurück, das ich der Heimgegangenen geschenkt hatte, mit Angabe der Stelle, welche die Mutter zuletzt noch gelesen hatte.

Fräulein „Boulou“ heiratete später einen ernsten preussischen Offizier, und Gott gab ihr drei Töchter, die sie bemüht ist, für den Herrn Jesum zu erziehen.

Oft habe ich an die verschiedenen Ereignisse dieser einfachen und doch so wunderbaren Geschichte denken müssen. Ich sehe in allem die unausforschlichen Wege des Herrn. Wenn ich einen Tag länger in Leipzig verweilt hätte, so würde ich nie nach Berlin gekommen sein. Hätte mich dann in Berlin mein Freund nicht an jener Straßenecke gerade noch zur rechten Zeit getroffen, um mich nach Potsdam einzuladen, und wäre ich eine Minute später beim Bureau eingetroffen, und der Beamte wäre fortgewesen, so hätte ich den Zug und auch Potsdam nicht erreicht. Und weiter: hätte mich der Herr nicht zu einem Offizier geführt, der den vergessenen oder unrichtig gesprochenen Namen erriet und die Familie, die ich suchte, kannte, so wäre ich nie auf den . . . berg zu Cäcilie gekommen, deren Gnadenzeit bereits nach zwei Monaten zu Ende sein sollte. Aber Gott hatte mein Gebet und meine Fürbitte während der vierzig Jahre gehört, und mein Besuch sollte durch Seine Gnade Cäcilie ewiges Heil und Leben bringen und ihrer Tochter Frieden und ewigen Segen.

